# MARIENBOTE




Februar 1944

# An Appeal

Eleven years ago the Marienbote made its first appearance in the Catholic magazine world; and the Lord blessed its humble beginning and the work has prospered. And now, though it is still young in years, the Marienbote has already achieved many of its aims.

To devote itself to the interests of each and every member of the Catholic family, as well in the home as in the church; to foster devotions to Our Lord and His Blessed Mother; to further Christian activities; to promote a lay missionary society; to assist young aspirants to the Priesthood, have always been the foremost aims of the Marienbote. We have had many signs that our work has not been in vain, that our aims are being realized. The Marienbote is helping many, yes, but it has not yet reached others who need it. Here is where we appeal to you; we need your help.

You can easily put the Marienbote into the hands of many who may profit by what it has to give. How? By sending us another subscription for someone else everytime you renew your own; by sending us the names of those who would be interested in receiving the magazine; by passing on to others your own copy after it has been read; by encouraging your own friends to be Marienbote friends.

---

Enclosed find One Dollar, for which please send the Marienbote for one year to:

Name ..............................

Address ..............................

---

Enclosed find One Dollar, for which please send the Marienbote for one year to:

Name ..............................

Address ..............................

# INHALT



## NOW

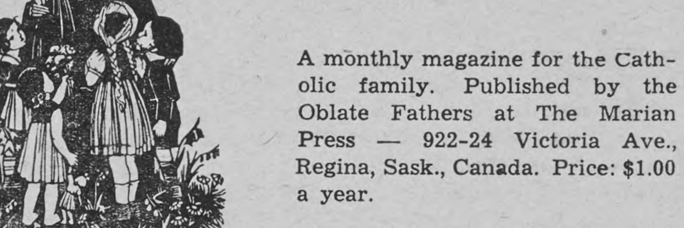
If you have hard work to do,
Do it now.
Today the skies are clear and blue,
Tomorrow clouds may come in view,
Yesterday is not for you;
Do it now.

If you have a song to sing,
Sing it now.
Let the notes of gladness ring
Clear as song of bird in spring,
Let every day some music bring;
Sing it now.

If you have kind words to say,
Say them now.
Tomorrow may not come your way;
Do a kindness while you may,
Loved ones will not always stay;
Say them now.

If you have a smile to show,
Show it now.
Make hearts happy, roses grow,
Let the friends around you know
The love you have before you go;
Show it now.

# Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor
Rev. Father J. Peters, O.M.I. — Assistant Editor

Nr. 5 Februar 1944 12. Jahrgang


# Dies und Das

FREIHEIT. Freiheit ist eines der grössten und der missbrauchtesten Güter der Menschheit. Jahrhunderte lang kämpft der Mensch schon um dieses Gut, und jahrhunderte lang muss er immer wieder entdecken, dass knechtende Unfreiheit das Los seiner Tage ist. Wenn ein in den dreissigern stehender Mensch heute sagen muss, dass er bereits zwei Weltkriege und eine Zwischenepoche schrecklichster Wirtschaftsdepression in seinem kurzen Leben gesehen, dann braucht es weiter keiner Worte, den Zwang und die Not zu beschreiben, die wie ein Fluch freiheitshassender Götter auf unserem Geschlechte lasten.

Unfreiheit ist die Macht, die uns in Ketten hält. Die Millionen von Menschen in die Winkel der Armut und der Rechtslosigkeit getrieben. Die uns hineingezwungen in den Jammer der Weltkriege und der Wirtschaftskrisen. Die uns Misstrauen, Hass und schrecklichste Friedlosigkeit gebracht. Unfreiheit, nicht nur im politischen und wirtschaftlichen Leben, aber — und dieses möchten wir mit aller Deutlichkeit hervorheben — besonders die Unfreiheit des Menschen von jenen Mächten, die in unserer eigenen Brust gegen Ehrlichkeit und Sitte, gegen Gerechtigkeit und Liebe, gegen Pflicht und Selbstlosigkeit kämpfen.

Gerade diese Unfreiheit aber spielt in dem grossen, erschütternden Kampf der Menschheit um Recht und Freiheit keine Rolle. Sie besteht für die Kämpfenden nicht, weil die Menschheit sie nicht bestehen lassen will. Man redet heute wohl vom "gewissenhaften, pflichtbewussten" Bürger, man weist darauf hin, dass ohne diesen Bürger jedes demokratische Leben ausgeschlossen bleiben muss: Es wird aber nicht mehr geglaubt, es wird geradezu gegen die Idee gekämpft, dass Religion, Kirche und Staat gerade jene Mächte der Ordnung und der Autorität sind, die diesen gewissenhaften und pflichtbewussten Bürger erziehen.

Von Religion, Kirche und Staat hat seit Jahrzehnten nur noch das Wort "Staat" Gültigkeit und Wichtigkeit. Staat und Politik gehen zusammen. Und Politik ist dem heutigen Menschen die eine und die einzige Strasse, auf der aller Fluch menschlicher Not und menschlichen Jammers, auf der aber auch aller Segen menschlicher Freiheit und irdischen Wohlseins zu finden sind. Staat ist dem Menschen unserer Tage nicht mehr Autorität: Er ist ihm ein Brotkorb, aus dem er mit vollen Händen schöpfen kann, oder aber ein Brotkorb, der ihm zu hoch hängt, und den er mit Gewalt zu sich herabziehen muss.

Politik ist alles. Dass aller Weltenjammer der letzten Jahrzehnte aber viel tiefer in unserem eigenen Tun und Lassen wurzelt, dass es so etwas gibt wie weltkatastrophische Folgen von weltweiter Sünde und weltweiter Schuld, daran

glaubt man nicht. Leidenschaftlich hält man fest an der Fahne der Politik, und mit ihr in der Hand geht es Aug um Aug, Zahn um Zahn, rücksichtslos und erbarmungslos. Und es geht in diesem Kampfe nach Grundsätzen, die sich, ohne dass man es sieht oder sehen will, selbst zerfressen.

Die Vorväter unserer heutigen politischen Partei- und Völkerkämpfe waren es, die diese Grundsätze aufgebaut. Sie heissen: Freiheit ist die Vorbedingung für die Entwicklung der Menschen. Freiheit ist einziges Sittengebot. Freiheit heisst: Alle Schranken, die die Entfaltung des Einzelnen hemmen, müssen fallen, ganz gleich, ob diese Schranken vom Staat, von der Kirche oder von der Wirtschaft gezogen worden sind.

Liberalismus nannte man diese im vorigen Jahrhundert entstandene neue Freiheitsrichtung. Dieser Liberalismus brach die Gesetzesschranken der Kirche und trat ein für Freigeistigkeit. Er brach Regierungssysteme absoluter Herrscher und kämpfte für parlamentarische Bürgervertretung. Er brach mit der Moral und predigte ungebundene Wirtschaftskonkurrenz und rücksichtslose Ausnützung menschlicher Arbeit in der eben entstandenen Hochindustrie.

Tief drang dieses Gemisch von guten und von unglückseligen Grundsätzen der neuen Freiheit in die Gemüter der Massen. Man jubelte ihnen zu, man erhob sie zur neuen Gesetzestafel einer neuen, freien Welt — bis die Massen plötzlich zur erschreckenden Erkenntnis kamen, dass gerade diese Grundsätze der Freiheit ihnen ein neues Sklaventum auferlegt: Das Sklaventum des Hungers und der wirtschaftlichen Not.

So kam es denn, dass schon im vorigen Jahrhundert aus dem lauten Getümmel der neuen liberalistisch-demokratischen Freiheit ein neuer Klage- und Kampfesruf erstieg: Der Schrei nach sozial-demokratischer Freiheit. Die den Massen gegebene Freiheit der Parlamente, der Presse und des Fortschrittes schützte nicht vor Unterdrükkung und vor leerem Magen. Sie konnte auch die Massen nicht vor der Tatsache schützen, dass ein heranwachsender Weltkapitalismus, auf die neue Freiheit wirtschaftlicher Entwicklung pochend, an den Grundrechten menschlicher Gerechtigkeit sich vergriff. Politisch waren die Massen zwar frei. Wirtschaftlich aber wurden sie zu Knechten eines Geistes, der eben nur demjenigen Freiheit geben kann, der die Macht hat, sich diese Freiheit zu erzwingen.

Die Forderungen der Sozialdemokratie nach besseren Bedingungen für die Massen waren berechtigt. Die freigeistige Welt des Liberalismus jedoch, in der die ersten Sozialisten geboren und herangewachsen, der unerhört hart gewordene Kampf ums tägliche Brot, den sie durchmachen mussten, machte sie der Religion und der Liebe immer fremder. An ihrer Stelle wuchsen Hass, Verbitterung und der Glaube an eine neue Freiheit: An die Freiheit des Arbeiters im wirtschaftlichen Leben. Wirtschaft sei das höchste Sittengesetz des Menschen, predigten sie und predigen sie noch heute. Religion ist von keinem Gott gegeben worden, sie entstand aus der Not wirtschaftlich geknechteter Menschen. Deshalb sei sie fürs Leben auch nicht halb so wichtig wie der politische Kampf ums Brot.

Mit diesem Geiste gewappnet schritten die Sozialisten durch die Geschichte. Erschütternd und gerecht war ihr Ruf nach Freiheit des Brotes, nach Freiheit des Wohnens, nach Freiheit der Erziehung, der Kranken- und Altersfürsorge usw. Wo es ihnen aber gelang, die Staatswirtschaft in ihre Hände zu bekommen, da entstanden keine Paradiesgärten: Ihr rein materialistisches System brachte neues Sklaventum, neues Leiden und neue Unterdrückung. An Stelle des Privatkapitalismus setzten sie den Staatskapitalismus, und dieser Staatskapitalismus konnte und kann nur dann bestehen, wenn er an dem Grundsatz festhält, dass nicht der Staat dem Menschen zu dienen habe, sondern der Mensch dem Staate.

* * * *

**DER GEWISSENHAFTE, PFLICHTBEWUSSTE BUERGER.** Wir möchten hier darauf aufmerksam machen, dass in unserem *heutigen* "Dies und Das" weder von unserer gegenwärtig regierenden Partei der Liberalen, noch von ihrer Opposition, der C.C.F.-Partei die Rede ist. Wir meinen Liberalismus nicht als Partei, sondern als freigeistige Weltbewegung, deren Geist heute fast jeder an sich trägt, ganz gleich, zu welcher Partei er sich bekennt. Es ist das jener sittenfreie Geist, der Geburtskontrolle, Vergnügungssucht, Unwichtigkeit der Religion, Hass jeder Autorität gegenüber und Vorteilsjägerei predigt.

Wir sind heute daran, eine neue Ordnung zu bauen. Und zwar eine vollständig grundneue Ordnung. Wer soll nun eigentlich Träger dieser neuen Ordnung sein? Die Staatsführer und die Staatsbürger selbstverständlich. Von ihnen hängt ab, nicht von ihren Programmen, ob wahrer Frieden, wahre Gerechtigkeit und wahre Freiheit uns mit ihrem Segen beglücken. Sind wir Heutigen mit unseren hassgeladenen Geistern, mit unseren gift- und gallevollen Meinungen, fähig, morgen zu Lämmern der Versöhnung und der ehrenhaften Zusammenarbeit zu werden? Wird unsere jüngere Generation, der Gesetz und Autorität nichts mehr sind, vor deren Vergnügungswut und Selbstsucht heute selbst Männer erschrecken, denen die zehn Gebote sonst nicht viel gelten, — wird diese Generation fähig sein, in Gerechtigkeit und Selbstlosigkeit die ihnen von uns überlassenen Geschäfte der Welt zu lenken und zu leiten?

Es gibt da nicht viel zu denken: Schöne und gute Programme haben wir bis jetzt in Unmenge gehabt. Es fehlten uns aber die Menschen, die das in ihrem Gewissen und in ihrer Brust trugen,

was so schön in den Programmen über Gerechtigkeit und über die Rechte des Nächsten geschrieben stand. Es fehlten und es fehlen uns noch immer die gewissenhaften, pflichtbewussten Führer und Bürger.

Es kann kein gewissenhaftes Führer- und Bürgertum geben, wenn wir nicht auch ein allgemein gültiges Gesetzbuch haben, nach dem sich die Gewissen in Einigkeit richten. Dieses Gesetzbuch besteht selbstverständlich schon seit zweitausend Jahren. Es ist das das Gesetzbuch der verworfenen und verhassten christlichen Religion mit ihrer Lehre von Verantwortung, von strengster und selbstlosester Gerechtigkeit und Liebe, von Opferwilligkeit und von den Rechten des Nächsten.

Es ist die Menschheit unserer Tage der Meinung, sie sei durch ihren Bruch mit der Religion modern, selbstständig und echt und gross menschlich geworden. In Wirklichkeit ist sie aber trotz aller äusserlichen Entwicklung ihrer Kultur zu einem Geschlecht geistig verkrüppelter, hilfsloser Halbmenschen geworden.

Unsere Kultur hat einen grossen Fehler gemacht. Sie erzog uns mit Wissen und Willen zu Halbmenschen. Sie hat übersehen, dass des Menschen Geist genau so ein Organismus ist, wie unser Körper. Nur dass des Geistes Organismus rein geistig ist. Wie unser Körper nur dann gesund und kräftig bleibt, wenn all seine Organe mitarbeiten mit dem Blute, das sie durchkreist, so ist auch des Menschen Geist nur dann gesund und hell und belebend und zeugend, wenn seine Grundkräfte, wenn Verstand, Wille und Gefühl, vom Blute der Wahrheit durchkreist, einheitlich ins Leben hineingreifen und schaffen und wirken.

Aufgabe des Verstandes ist die Wahrheit zu finden. Aufgabe des Willens ist die Wahrheit zu erkämpfen und bei ihr zu bleiben. Und Aufgabe des Gefühls ist die Leidenschaft der Liebe zum Edlen, zum Echten und zum Reinen der Wahrheit. Die Erziehung und die Kultur dieser drei Geistesmächte ist eben das, was wir allgemein Charaktererziehung und Charakterkultur nennen.

Von dieser Kultur weiss unser Zeitalter so viel wie nichts mehr. Ihre Geisteserziehung richtet sich nur noch auf den Verstand. Und den Verstand erzieht sie nicht zur Wahrheit, sie erzieht ihn zum Rechnen, zur Buchführung, zu politischem und geschäftlichem Denken. Füllt ihn mit geschichtlichen Lügen und mit den Künsten einer freigeistigen Truglogik. Wille und Gefühl bleiben sich vollständig selbst überlassen. Sie folgen ganz mechanisch den Irrlichtern des Verstandes, und an Stelle des Guten und des Schönen, den Königreichen des Willens und des Gefühls, treten Selbstsucht und Hass.

Und so hat uns denn unsere Kultur jenen Menschen erzogen, der heute mit Geisteshochmut und mit Frechheit, mit Halbbildung und mit Dünkel unser Privat- und unser öffentliches Leben leitet. Jener Mensch, dem Ehrlichkeit und Reinheit, dem Treue und Glauben nichts mehr bedeuten—und das noch Fortschritt nennt.

Wird dieser Mensch fähig sein, unserer Welt eine grundneue Ordnung zu geben? Oder wird es nicht wieder das alte Lied — in neuen Formen zwar — werden, das die geplagte und sich selbst betrügende Menschheit nun schon seit Jahrhunderten singt?

Unser Glaubensbekenntnis heisst: Nicht Maschine und Politik, sondern Glaube und Liebe und der Mangel an Glaube und Liebe sind die stärksten Mächte in der Welt. Maschinen und Politik müssen bleiben, aber Seelen müssen sie beherrschen. Und Seelen müssen erzogen werden durch eine neue Kultur des Geistes, durch eine Kultur, die dem Menschen die allererste und allerwichtigste aller Freiheiten zurückgibt: Die Freiheit von Unglauben, von geistiger Halbheit, von Selbstsucht und vom Hass.

—Der Schriftleiter.

# Zur Nachtwache

Lasst uns in Nächten vor dem Herren wachen,
immer in Psalmen, was er tat, bedenken,
singen dem Herren aus der tiefen Seele
hehre Gesänge.

Dass wir den guten König immer preisen,
und einst verdienen mit der Zahl der Seinen
himmlische Hallen und des selgen Lebens
hohe Vollendung.

Das möge schenken die erhabne Gottheit,
Vater und Sohn, mit dem Geist vereinigt,
die jetzt besingen ihrer weiten Schöpfung
jubelnde Chöre.

H. Gossling.



# Der Aschermittwoch im Spritzenhaus

Von A. Walter-Kottenkamp.

"Also, von heut' an: dass mir die Sach' anders wird!" pflegte der Grossvater zu kommandieren, wenn er mit seinen Leuten am Aschermittwoch aus der Kirche gekommen war und mit ihnen in der grossen, hellen Stube um den Tisch sass. Dazu klopfte er dann in einer Weise, die jeglichen Widerspruch ein für allemal ausschloss, mit seinem harten Knöchel auf die Tischplatte, dass die Teller mit der Griessuppe in Bewegung gerieten, und sah mit seinen scharfen Augen einen jeden am Tisch so durchdringend an, dass es schwer war, ihm standzuhalten.

Dass vom Aschermittwoch an "die Sach", wie sie der Grossvater verstand, anders zu werden hatte, das war für den Enkel leicht zu begreifen. Jeder im Hause wusste Bescheid: die Holzknechte und Säger, die Fuhrleute und das junge Volk. Der Bartel durfte dann nicht mehr fluchen, wenn auf dem Holzplatz einer von den ungefügen Stämmen nicht so wollte wie er; der Mann an der Gattersäge durfte nicht mehr darauf ertappt werden, dass er die Schleiferjungen an den Schläfenhaaren zerrte, und über den Holzmeister kam ein Ungewitter, wenn ein Bauer Beschwerde über ihn zu führen hatte, weil er wieder einmal beim Nachmessen mit dem Zollstock den breiten Daumen dazu gemessen hatte.

Dass alles verstand der Enkel, der den Leuten unter den Füssen herumspielte und Holzscheiben vor sich hertrieb, mit Leichtigkeit. Wer am Morgen in der Kirche beim Empfang des Aschenkreuzes die ernste Mahnung des Priesters vernommen hat: "Gedenke, o Mensch, dass du Staub bist und wieder zu Staub werden wirst," der hat sich auch etwas dabei gedacht und weiss, dass das bisschen Abbruch beim Essen noch lange nicht genügt, um Gott dem Herrn zu beweisen, dass man die Fastenzeit getreulich halten will. Enthaltsamkeit ist auch in vieler anderer Hinsicht vonnöten, zumal von den alltäglichen Gewohnheitssünden. So hatte es der Pfarrer in der Schule gesagt. Aber weshalb die Mutter, wenn sie am Aschermittwoch zur Kirche ging, dass grosse seidene Halstuch mit den langen Fransen anlegte, das die Bauernfrauen im Schwarzwald nur am Hochzeitstag und an den höchsten Feiertagen trugen, aus welchem Grunde der Vater sich an diesem Tage ein Tannenzweiglein an den Hut steckte und weshalb es am Mittag unter besonderer Feierlichkeit Dampfnudeln mit Pflaumen gab, für alle im Hause die höchste Wonne des Daseins, das wollte dem Enkel nicht in den Kopf.

Aschermittwoch war in seinem jungen Gemüt ein strenger Busstag erster Ordnung.

"Aber geh doch, Bürschel," erklärte die Mutter, als er einmal drängte: "Aschermittwoch, weisst, den begeht man nicht, den feiert man. Später vielleicht, dann wirst du es verstehen."

Aber das erwies sich als eine von den Vertröstungen, zu denen man seine Zuflucht nimmt, um lästigeFrager loszuwerden. Der Aschermittwoch kam wieder und wieder, wurde nicht lediglich begangen, sondern förmlich gefeiert von allen im Hause, und der Enkel war, was den Sinn dieses Brauches anbetraf, um kein Haar gescheiter geworden.

Erst in dem Jahre, als der Grossvater den schweren Rheumatis bekam und von Lichtmess an auf der Ofenbank sitzen musste, kam etwas Licht in die Sache.

"Weisst, wie das ist, Bürschel? Ich will's dir sagen: Weil der Grossvater einmal auf den heiligen Aschermittwoch eine hat

ins Spritzenhaus sperren müssen!" Dazu lachte er vergnügt, schlug sich auf den Schenkel, und als er sah, dass die Mutter im Fensterwinkel über und über errötete, lachte er noch vergnügter.

"Ja, Bürschel, so ist's," lachte der Vater, der dazu kam, schnalzte mit den Fingern und zog das Bürschel vergnügt an den Schläfenhaaren.

Das Spritzenhaus also. Und dass eine auf diesen bussfertigen Tag einmal darin gesessen hat. Gut. Darüber konnte man nachgrübeln, einen ganzen Sommer lang.

Spritzenhaus, was wir so nannten, das war in Wirklichkeit eine von unseren Scheuern, in der seit urdenklichen Zeiten die Feuerspritze der Gemeinde stand. Sie hatte hier einen doppelten Zweck zu erfüllen: einmal hatte sie darauf zu warten, dass bei Gelegenheit, gewöhnlich zwischen Heumahd und Kornernte, die Männer mit den blanken Messinghelmen kamen und sie vor das Schulhaus zogen, um aufs Dach zu klettern und dem Lehrer grosse Wasserstrahlen in den Hausgarten zu werfen — und zum anderen diente sie der sühnenden Gerechtigkeit: auf ihrer Deichsel nahmen alle Platz, die der Grossvater aus irgendeinem Grunde ins "Spritzenhaus" führen liess, die Burschen, wenn sie bei der Kirmes Anstalten machten, das Messer aus dem Hosensack zu ziehen, die Dorfsünder, die er im Verdacht hatte, dass sie Schlingen stellten, den Müller, als er stickiges Mehl ablieferte, und den Viehjuden, als er im Dorf Geschäfte machen wollte. Zumeist allerdings sassen auf der Deichsel der Gemeinde-Feuerspritze die Stromer und Tagediebe, die nicht immer etwas Besonderes verbrochen zu haben brauchten; der Grossvater war der Meinung und hielt wider jeden Oberamtmann unerschütterlich daran fest, dass es den Kerlen nur gut tue, wenn er sie hier eine Zeitlang beherberge. Er hatte seine praktischen Erfahrungen mit ihnen, der Oberamtmann hatte sie nicht.

Der Enkel trug schon lange die bunte Mütze und hatte an seiner Uhrkette ein Goldstück hängen, das von seiner besonderen Freundschaft mit dem Grossvater sprach, als er mit ihm einmal durch die Wälder streifte, um zu lernen, wie man auf einem Buchenblatt zu fiepen hat, und es kommen innerhalb von fünf Minuten alle breithüftigen Rehgeissen im ganzen Berg erschrocken angepoltert und wollen das kläglich schreiende Kitz nach Hause dreschen. Oder man hat ein wenig anders zu fiepen, und man sieht sich nach einer Weile in der ganzen Runde von verrückt gewordenen Hasenmüttern umgeben. Und wieder ein wenig anders, und man kann machen, dass man sich in Sicherheit bringt, weil nun gleich ein paar masslos wütende Böcke aus dem Dickicht hervorbrechen, gewillt, es mit Tod und Teufel aufzunehmen. — In solchen Stunden war der Grossvater, das wusste der Enkel, nichts weiter als ein fröhlicher Junge; man konnte ihm alles sagen, was man wollte, und was man auch fragte: er gab bereitwillig Aufschluss, auch wenn es sich um die verborgensten Dinge handelte.

Dass die eine, die der Grossvater an jenem Aschermittwoch ins Spritzenhaus gesperrt hat-

## Die falsche Stradivari

Es war ein recht unangenehmes Erlebnis, das ein Schweineschlächter in der italienischen Stadt Savona hatte. Ein ärmlich gekleideter alter Mann, der manchmal eine winzige Wurstration in dem Geschäft kaufte, bat den Schlächter den Betrag — es handelte sich nur um wenige Lire — bis zum Abend schuldig bleiben zu dürfen. Er werde dafür seine Geige als Pfand dalassen. Der Geschäftsinhaber war damit einverstanden und hängte das Instrument, das einen sehr unansehnlichen Eindruck machte, neben seinen Würsten auf. Am Nachmittag betrat ein sehr elegant gekleidetes Paar den Laden und tätigte einige Einkäufe. Plötzlich fragte der Herr, was es denn mit der Geige, die da zwischen all den Würsten hänge, für eine Bewandtnis habe. Der Schlächter gab ihm Auskunft und händigte ihm die Geige, als der Fremde fragte, ob er darauf spielen dürfe, ein.

Der Kunde lässt das Instrument erklingen, wird sichtlich aufgeregt und spricht mit der ihn begleitenden Dame in einer fremden Sprache. Dann erklärt er dem überraschten Schlächter, dass es sich hier um eine echte Stradivarius-Geige handle, die er gerne für 20,000 Lire erwerben wolle. Ob ihm der Schlächter dabei nicht behilflich sein wolle. Dieser verspricht sein Möglichstes, das Künstlerpaar—denn um ein solches handelt es sich offenbar — verlässt den Laden und verspricht, am nächsten Morgen wiederzukommen. Als der alte Mann am Abend erscheint, um die Geige zu holen, glaubt der Schlächter, pfiffig zu sein, als er ihm verschweigt, dass sich seine Geige als Stradivarius entpuppt hat. Er bietet ihm 5,000 Lire für das Instrument und freut sich im Geiste über die verdienten 15,000 Lire. Das alte Männchen nimmt tränenreichen Abschied von seinem Instrument. Seitdem wartet der Schlächter vergeblich auf das Erscheinen des so vornehmen Künstlerpaares, bis es sich nun herausstellte, dass die Geige keineswegs eine Stradivarius, sondern höchstens 500 Lire wert war, und dass der gewinnsüchtige Schlächter einem Gauner-Terzett auf den Leim gegangen war.

te, keine andere war als die schwärmerisch und begeistert verehrte Mutter, vor der sie weit herum in den Bergen die Kappe zogen, auch wenn sie auf dem Fuhrwerk sassen, das war dem Enkel mittlerweile klar geworden. Man befasst sich nicht umsonst mit der Gelehrsamkeit und lässt sich von ihr den Verstand schärfen. Aber der Grossvater lachte nur, als der Enkel die Rede darauf brachte. Doch als es ihm gelungen war, mit Hilfe eines Hirschgras-Halmes ein ganzes Volk von Drosseln, Meisen und Amseln zu einem überschwenglichen Konzert zu veranlassen, zog er den Enkel zu sich auf die Moosbank:

"Weisst. das ist so gewesen! Deine Mutter. das ist fein eine Gute. Ein böses Wort, das du von ihr gehört hast, das wirst nit sagen können. Und dass du je einmal ein Fleckchen gesehen hast auf ihren weissen Hemdärmeln, das auch nit. Ja. — Aber, weisst, so ist sie nit immer gewesen. Jugendlicherweis', da hat sie ein scharf Zünglein gehabt. Hab ihr oftmals sagen müssen: 'Jula, so du mir nit frommer wirst, dich sperr ich noch einmal ein, du!' Viel genützt, dass es hat, das ist nit zum Sagen. Der scharfe Mund, — ein Verbrechen nit gerad; haben ihn die meisten hier herum unter den Bauernweibern und richten viel Elend an damit. Ist der Aschermittwoch ins Land kommen, dann hab ich jeweils getan, wie meine Pflicht und Schuldigkeit: 'In der heiligen Fastenzeit, da hält eins den Schnabel und nimmt sich z'samm',' hab ich verordnet und die Jula dabei scharf angesehen. Aber in jenem Jahr, in dem der Leonhard zu uns ist kommen und ich hab ihn zum Holzmeister gemacht, da ist das Unheil angefangen. Streit und Händel, wo du gehst und stehst, zwischen den beiden. Schier bald nimmer zum Ansehen. Eine Untat auf die andere. Hat sie ihm beim Kirmestanz die Hosenträger durchgezwickt, hat er ihr am heiligen Pfingsttagmorgen das Kammerfenster




verhängt, dass sie verschlafen ist und hat müssen der Pfingstloder werden fürs ganze Jahr. Er sich schlafen gelegt unter dem Haselstrauch im Garten,— und sie ihm heimlicherweis' den halben Schnurrbart abgeschnitten. Hat er mit der Kellnerin im 'Roten Ochsen' verliebt getan, und ist sie zum Kapuziner gelaufen: ob sie nit könnt ins Kloster gehen. Und so eben, ein Kreuz und Elend halt. Am damaligen Aschermittwoch, weisst, da hat sie ihm ein ganz schlimm Stück getan. Mit einer dummen Streiterei hat's angefangen: dass die Jula einen Fleck vom Aschenkreuz auf der Stirn gehabt hat! 'Was eine Fromme!' hat er sie gehöhnt. 'Hast dem Pfarrer auch gesagt, was du für eine bist?' hat er ihr ins Küchenfenster gerufen, vom Holzplatz her. 'Und was bist vielleicht du für einer?' hat sie geschrien beim Dampfnudelmachen, weisst, für den Mittag, hat hinter sich gelangt auf das Brett und hat ihm einen Teigballen mitten in das Gesicht geschmissen. Gut gezielt, das hab ich sagen müssen, — und weil der eine so gute gezielt ist gewesen, hat sie gleich noch vier, fünf andere genommen. Hei, wie hat der Leonhard ausgesehn, — z'sammg'schrien haben's all auf dem ganzen Holzplatz! Aber weisst, der Leonhard: mein Fürmann auf dem Holzhof! Geht nit, so was, dass ihm die Haustochter Spott und Schand macht. **Mich packt die**

Wut: in die Küch geh ich, greif mir die Jula, wie sie ist — hab sie vielmal auf diesen Armen hier getragen, kleinerweis', versteht sich —, und sie mag strampeln, wie sie will, — ins Spritzenhaus schlepp ich sie und schlag den Riegel vor: 'So, da bleibst mir, bis du wieder ein Mensch bist, du Unfirm, du!' schrei ich. 'Ist mir das eine Art und Weis', dass eins den Aschermittwoch feiert?' "

"Und dann—?" Der Enkel zappelte, ungeachtet der bunten Mütze, die zu einiger Würde verpflichtet hätte.

"Dann?" Der Grossvater lachte. "Dann hat der Leonhard unsere Aschermittwochsspeis' im Gesicht hängen g'habt, hat unters Brunnenrohr gehen müssen, und dann hat er mit mir ein' Streit' ang'fangen: keine Art das von mir, — ins Spritzenhaus, da gehören die Lumpen hinein, und nit die Haustochter, und wenn ich sie nit auf der Stell' herauslasse, — er, der Leonhard, holt sie heraus.

'Untersteh dich!' schrei ich.

'Warum nit?' sagt er, rennt zum Scheunentor und riegelt es auf: 'Komm, Jula,' tut er ruhig, 'komm, der Vater hat's nit so g'meint!'

Die Jula ist auf der Deichsel von der Feuerspritz g'sessen, hat mit die Füss baumelt und hat nit g'hört.

'Komm, Jula, musst nit trotzen!' lockt er.

'Hier sitz i, da bin i hergeschleppt worden — da bleib i!'

Sieht mich der Leonhard an, seh ich ihn an: was machen? Soll ich's wieder herausholen — das leid sich nit.

'Auf den heiligen Aschermittwoch darf eins nit so sein!' will mich der Leonhard kommandieren. Der? 'Wer hat mir was zu sagen?' schrei ich.

'Ich,' sagt der Leonhard kurzerweis', geht ins Spritzenhaus, nimmt die Jula auf den Arm und tragt sie in die Küch' hinüber. Aber weisst, wie das ist: hat sie ihm einmal die Arm um den Hals, denkt sie: 'Warum loslassen? Ist hier so weit ganz schön.' Ja.

Darauf geh ich in die Küch': 'Reinkommen, in die Stuben, ihr zwei!' sag ich. 'Z'sammg'heirat' wird mir, sobald die heilige Zeit um ist, verstanden?' kommandier ich, dass es ein Ansehen hat. — Und so ist es eben kommen, weisst, dass wir auf diesen Tag allemal Dampfnudeln und Pflaumen haben! Verstehst!"

Der Enkel verstand ausgezeichnet, und als sie wieder zu Hause waren, las er eifrig in dem grossen Buche, in dem ein Abschnitt stand: "Von der rechten Art, den heiligen Aschermittwoch zu begehen." Es war dort viel zu lesen von der Bussfertigkeit, und wie fromme Leute mit grossem Namen dem herben Ernst dieses Tages gerecht zu werden suchten. Dass der Aschermittwoch nicht lediglich zu begehen, sondern zu feiern sei, davon stand Ausdrückliches nicht da; aber ein Satz hiess da: "Der Aschermittwoch ist auch der rechte Tag, um entschlossen alle Zornmütigkeit und Verstocktheit aus der Seele zu entfernen, damit die Seele aufblühen kann in reiner Gottesfreude!" Damit war er zufrieden. Es hatte also alles seinen ordnungsmässigen Hergang gehabt bei dieser Sache; sie hatten richtig gehandelt, ganz nach der Anweisung. Dann ging er hin und brachte der Mutter ein Rosmarinsträusschen. Das musste sie anstekken: "Warum denn, du dumm's Bürschel?" "Aschermittwochs halber," erklärte er. "Zur Bussfertigkeit!"

# Nach 20 Jahren

Mildred, eine junge Engländerin, und Gaston, ein junger französischer Geschäftsmann, trafen sich in einem englischen Badeort und heirateten.

Sie liessen sich in der Umgebung von St. Quentin nieder. Dann kam der Krieg. Gaston musste einrücken, während seine Frau zurückblieb. Als sich die Zivilbevölkerung zu Tausenden nach Westen und Südwesten flüchtete, war Mildred unter ihnen. Sie schenkte auf der Flucht sogar einem Stammhalter das Leben.

Gaston war unterdessen an die Front gekommen, von wo er in freien Augenblicken liebevolle Briefe nach Hause sandte. Doch erreichten dieselben ihr Ziel nie, da ja die Frau ausgewandert war.

Dann geschahen zwei Dinge, die im Kriege nicht vereinzelt vorkamen: ihm wurde gemeldet, dass seine Frau auf der Flucht umgekommen sei, und sie wurde benachrichtigt, dass er vermisst sei. Später wurde er sogar unter die Toten eingereiht.

In Wirklichkeit war Gaston aber ein Kriegsgefangener in Deutschland, kam Ende 1918 wieder heim und erhielt in einem grossen Warenhaus in Paris eine Stelle. Mildred wurde vom selben Warenhaus für ein andres Departement ebenfalls engagiert, und so arbeiteten die beiden nahezu 20 Jahre unter dem gleichen Dach, ohne etwas voneinander zu wissen. Dazu war der Sohn seit 5 Jahren ebenfalls dort beschäftigt und kam dabei oft mit seinem Vater in Kontakt, ohne etwas von ihm zu wissen.

Dann nahm das Schicksal die Fäden dieser Tragödie in die Hand. Mildred wurde in einen besseren Posten versetzt, als Dolmetscherin, in Gaston's Departement, und hier trafen sie sich auf der Treppe zum Speisesaal. — Trotz der Veränderungen der Zeit erkannten sie sich sofort wieder. Der Sohn wurde herbeigerufen, um dieses unerwartete Wiedersehen der beiden "Toten" mitzufeiern,

# Die Angst vor dem Übernatürlichen

Von P. Jos. Schneider, O.M.I.

Ein Negerstamm in Südwestafrika hält eine seltsame Auffassung von der Erschaffung des Menschen. Nach ihrer Ueberzeugung formte Gott ihn droben im Himmel, liess ihn dann an einem Strick auf die Erde hinab und wies ihn für immer von sich mit dem strengen Befehl: "Mach dich fort und sieh wie du rumkommst; nur lass Mich in Ruh und belästige mich niemals mehr."

Die christliche Auffassung ist von dieser Geschichte das gerade Gegenteil. Gott, das wissen wir, ist nicht nur Schöpfer der Kreatur, sondern auch ihr Vater und Erhalter. Er denkt an sie und sorget sich um sie; befasst sich mit jeder einzelnen so als wäre sie das einzige Ding im weiten Weltenraum. Besonders die Seele ist der Gegenstand Seiner unermesslichen Fürsorge. Er hauchte sie in unseren Stammvater hinein wie aus Seinem innersten Herzen, und nach den Worten der hl. Mechtildis von Magdeburg, sprach Er zu ihr: "Du bist mein Lieb vor allen Lieben."

Einen jeden Tag, den die Sonne heraufführt am Firmament, fährt Er fort mit Seiner Liebessorge um die Welt. Meist in ordentlicher und gewöhnlicher Weise; nicht selten aber auch in aussergewöhnlicher und wunderbarer Art. So, wenn Er grosse Heiligengestalten an die Wendepunkte der Geschichte stellt. Einen hl. Benedikt, einen hl. Bernard, eine hl. Theresia von Avila. So auch, wenn Er den hl. Antonius von Padua als Helfer in allen Nöten erweckte oder wenn Er durch Seine Hl. Mutter in irgendeiner stillen Ecke einen Schrein aufbaut zum Besten der Kranken und Sünder, um Wunder zu wirken ohne Zahl. Da aber gerät Er in Konflikt mit Seinen eigenen Geschöpfen.

Welche Wunderscheu und Kritisiersucht, wenn Er so etwas tut. Nicht nur hält man wohlbegründete Vorsicht solch göttlichem Eingreifen entgegen. Man behandelt es mit Kälte und Feindseligkeit. Man erhebt sich gegen Ihn. Will den Plänen Seiner ewigen Liebe Grenzen ziehen. Will dem Allerhöchsten das Gesetz des Handelns vorschreiben. Er soll in Anlage Seiner Pläne und in der Wahl der Mittel zu deren Ausführung erst die Menschen um Erlaubnis fragen. Soll, obgleich Herr aller Gaben, sich den kleinlich-sonderbaren Ideen Seiner Knechte anpassen. Die letzten Jahre haben uns zwei Bücher geschenkt, die das herrlich beleuchten.

Hast vielleicht schon "Father Malachy's Miracle" gelesen? Es ist ein grossartiges Unterhaltungsbuch. Behandelt unseren Gegenstand in spöttisch-lustiger Weise.

Standen sich da in Edinbourgh (Schottland) eine Tanzhalle und ein katholisches Gotteshaus gegenüber. Wurde hier gebetet, wurde dort gesprungen und gejohlt. Und modern waren die Besucher jener Halle auch. Zeigten es durch nichtsnutzige Kleider wie durch Trinkerei und Ausgelassenheit. Dazu grinsten schreiende Plakate mit neuzeitlicher Fleischeskultur von den Wänden herüber

Selbstverständlich, dass der Pfarrer sich gegen all das empörte und im Stillen die Halle mit ihrem ganzen Betrieb ins Pfefferland verwünschte. Er hätte sie gerne aufgekauft und zu würdigeren Zwecken verwandt. Umsonst! Der Eigentümer wollte sich auf keine Verhandlungen einlassen; denn sie bezahlte sich gut und so blieb sie stehen wo sie stand. Es war ein altehrwürdiger Jünger St. Benedikts, der die gewünschte Aenderung herbeiführte. Eingeladen zu ausserordentlicher Aushilfe in der Seelsorge, erschien er eines Tages auf der Kanzel und im Beichtstuhl. Und im Pfarrhaus hörte er natürlich von dem Aergernis auf der andern Seite. Er fing an sich die Angelegenheit zu überlegen. Warum sollte man da nicht helfen können? Hoffnungslos erschien ihm die Sache auf keinen Fall. War er doch eine reine Kinderseele und nahm die Worte der Schrift in ihrem tiefsten Ernst. Dort aber steht zu lesen: "Wenn ihr Glauben habt, werdet ihr Berge versetzen können". Wenn aber Berge, wie viel mehr ein armseliges Backsteingebäude! Da lag offenbar die Lösung. Wundertaten wie die des hl. Gregorius Thaumatourgos gaben ihm Recht. Hatte er nicht Berge verschoben und mit der Macht des Glaubens rasende Flüsse in ihr Bett gezwungen? Und solches sollte heute nicht mehr möglich sein? Er trug kein Bedenken es selber zu beweisen.

Der Pfarrer zweifelte an seinem Vorhaben. Aber der Mann in der Mönchskutte gab nicht dem leisesten Bedenken Raum. Schritt eines Tages über die Gasse hinüber. Sammelte sich einen Augenblick und betete dann. Betete mit der Inbrunst der grossen Gottesfreunde. Und siehe da—die Halle löst sich langsam von ihrem Grund, schwebt wie von überirdischer Macht getragen in die Höhe, fliegt über die Stadt hinweg und verschwindet in weiter, weiter Ferne. Solches aber hatte man in Schottland noch nie erlebt. Das war ja ein handgreifliches und unleugbares Wunder!

Bei allen Gutgesinnten löste das Geschehnis begreifliches Erstaunen aus. Bei den Tänzern rohe Schimpferei. Beim geprellten Eigentümer Drohung mit Gerichtsverfolgung. In der Zeitungswelt Aufregung und alle möglichen Erklärungsversuche in dickgedruckten Spalten.

Eine Woche verging und noch waren die Gemüter nicht beruhigt. Beim Seelsorgsklerus hielt unverminderte Freude an. Die amtliche Kirchenbehörde entschloss sich zu kleinlich-peinlicher Untersuchung. Die Presse umgitterte den Vorfall mit immer grösseren Fragenzeichen. Das nichtkatholische Lager antwortete mit Vorurteilen und lachendem Spott ("Catholics are wrong even when they prove to be right!") Die Ungläubigen versteiften sich auf feindselige Leugnung des Geschehenen. Für sie war es eine ausgemachte Tatsache: die Halle hatte niemals dagestanden. Und Father Malachy? Er nährte in seinem Herzen ruhevolle Entrüstung.

Die Halle hatte sich nämlich jenseits der Stadt auf einer Insel im See niedergelassen. Der Besitzer hatte in dieser willkommenen Aenderung neue und grössere Gewinnmöglichkeiten entdeckt, so dass er sogar die gerichtliche Klage fallen liess. Nun wurde nicht nur gesoffen und getanzt. Es wurde gerudert und geschwommen und in welchen Kostümen! Es war dem Wundertäter ein Dorn im Gewand. Die letzten Dinge wurden wahrhaft schlimmer als die ersten! Langsam wurde er sich darüber klar: so durfte er's nicht lassen. Von zwei Uebeln hatte er unbedingt das geringere zu wählen. Und gemäss dieser Ueberzeugung handelte er. Eines guten Mittags kommt die Halle geflogen und lässt sich nieder auf ihren alten Platz. Der Pater war hinübergewandert und hatte vom Strande aus ein zweites Mal von seinem Wundergebet Gebrauch gemacht, wie das erste Mal mit unleugbarem Erfolg.

Eines drängt mit Macht bei der ganzen Erzählung auf dich ein: es ist die Schilderung der Abneigung vor dem Uebermenschlich-Göttlichen auf Erden. Die übergrosse Vorsicht vor dem Unerklärlichen. Die unbegreifliche Zweifelsucht. Die rohe Leugnung der offenbaren Tatsachen. Die gewollte Blindheit in übernatürlichen Dingen. Die unbekehrbare Bosheit und Feindseligkeit mancher Kreise gegen göttl. Eingreifen in's Weltgeschehen.

"Father Malachy's Miracle" ist natürlich eine Erfindung der schriftstellerischen Phantasie. Es gibt aber noch eine andere Geschichte von der gleichen Idee beherrscht, und sie bringt nichts als nackte Tatsachen. Es ist die Geschichte der hl. Bernadette und der Gründung des berühmten Wallfahrtsortes von Lourdes. (Vgl. "The Song of Bernadette" by Franz Werfel.) Drunten in Frankreich liegt er in den hohen Bergen im Grenzgebiet nach Spanien zu. Zwei unerhörte Dinge drängen sich da beim Lesen der Erzählung auf. Die Auserwählung der Berggrotte Massabielle und des 13-jährigen Mädchens Soubirous.

Die Berghöhle am Gave-Fluss war stets eine heidnische Opferstätte gewesen; eine Schuttabladestelle für das Dorf und seine Bewohner. Abergläubische Köpfe fürchteten sie als Tummelplatz der Hexen und bösen Geister. Hirten und Holzsucher bekreuzten sich, so oft sie daran vorbeimussten. Und solch einen Ort nahm die Immaculata für sich und erhob ihn zum weltberühmten Gnaden- und Wunderschrein. Und wen machte sie zu ihrem Werkzeug zwecks Ausführung ihrer Wahl?

Es scheint fast eine Leidenschaft des Himmels zu sein, zu solchen Dingen stets das Arme und scheinbar Ungeeignete zu nehmen. Gerade hier gilt, was Gott durch den Propheten sprach: "Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und meine Wege sind nicht eure Wege." Und der hl. Paulus schreibt seinen Christen in Corinth: "Das Arme dieser Welt und das Ungebildete hat Gott erwählt, um das Stolze und Selbstbewusste zu beschämen." Und der Heiland selber erkor sich für die Ausbreitung des Gottesreiches nicht Professoren mit grossen Titeln hinterm Namen, sondern schwerfällige Männer aus dem Fischergewerbe. Etwas Aehnliches geschah in Lourdes im Jahre 1858. Die Himmelskönigin erwählte sich die 13-jährige Bernadette aus einer armen Müllersfamilie; kränklich und unterernährt war sie; ständig frierend in ärmlichen Kleidern; ewig kämpfend mit quälenden Asthma-Anfällen, Anlass gebend zu dauernden Klagen in der Familie und noch mehr in der Schule. "Du bist mir ein Rätsel, mein Kind, sagte die Lehrerin einmal zu ihr; willst du nicht lernen oder kannst du nicht oder bist du dumm?" "Ich bin dumm," lautete die Antwort. Und so einem armen Menschenkind sollte die Mutter des Herrn sich 18mal in der Grotte gezeigt haben? Und so ein elendes Nichts sollte die erhabene Jungfrau zu ihrem Gnadenkind erwählt haben? Wer konnte das glauben! Und doch war es so. Die späteren Ereignisse bewiesen es. Nicht nur folgten sich unerhörte Wunder Schlag auf Schlag; Bernadette selbst wurde von der himmlischen Besucherin innerlich wie umgewandelt. Wie auf einmal legte

---

**In der Schule**

Der Schulinspektor prüfte die Schüler und stellte ihnen allerlei kniffliche Fragen.

"Kannst du deinen warmen Ueberrock ausziehen?" fragte er einen Jungen.

"Gewiss kann ich ihn ausziehen."

"Kann ein Bär auch seinen warmen Pelz ausziehen?"

"Nein, Herr Inspektor."

"Und weshalb kann er's nicht?"

"Weil nur der liebe Gott weiss, wo er zugeknöpft ist!"

sie alles Kindische und Mädchenhafte ab und betrat die Bahn der schwindelnden Höhe religiös-sittlicher Grösse. Mit übermenschlichem Starkmut schien sie umgürtet. Verteidigte ihre "Lady" und deren Vorhaben mit dem Mut der Martyrer. Und langsam aber sicher setzte sie sich durch gegen die vorwurfsvolle Zurückhaltung ihrer besorgten Eltern. Gegen die Verdächtigungen durch Nachbarn und Verwandte. Gegen den Spott der Spiel- und Schulkameraden. Gegen die stolzfragende Haltung ihrer Lehrer. Gegen die übergrossen Zweifel des Pfarrers und der kirchlichen Behörden. Gegen den schier unabsehbaren Widerstand der Polizei. Gegen die blinde Abneigung und den hassigen Unglauben der "Gelehrten". Es war ein Sieg auf der ganzen Linie. Ein einzigartiger Triumph der Unbefleckten Jungfrau. Was hat man sich doch gegen dieses Unternehmen des Himmels gesträubt! Mit Stacheldraht und Barrikaden hat man die Grotte eingezäunt. Hat Militär aufgeboten, um den Gläubigen den Zugang zu versperren. Zuletzt musste man die Waffen strecken.

Dasselbe Schauspiel bietet sich immer wieder mal in der Geschichte. Man lese die Geschichte der hl. Jungfrau von Orleans (Jeanne D'Arc, geboren 1412). Sie, obwohl ein armes Hirtenmädchen, musste Frankreich vom englischen Eroberer befreien und den König nach Rheims zur Krönung geleiten. In 6 Monaten vollbrachte sie mehr als der ganze französische Generalstab in 15 Jahren. Trotzdem stiess ihre Sendung überall auf unbegreiflichten Widerstand.

Man lese die Geschichte der hl. Margareta Alacoque (†1690). Das Herz Jesu wählte sie zu Seiner Braut. Sie sollte den Ersten Freitag einführen, die hl. Stunde und das Herz Jesu-Fest, und so die ersten Schritte tun zur Aufrichtung des Imperiums (Weltreichs) Seiner Liebe. "Dich, einen Abgrund von Unwissenheit und Armseligkeit, sagte ihr der Herr, habe ich dazu erwählt, damit alle Welt bekennen muss, dass Ich es gewesen bin." Welche Kämpfe kostete sie die Ausführung dieses göttlichen Auftrags!

Ja, so oft der Himmel solches unternimmt, stösst sich der Mensch an den gnädigen Absichten Gottes. Sollte die Geschenke der ewigen Liebe dankbar annehmen; aber es geht ihm nicht grossartig genug. Deshalb wehrt er sich gegen die Art des göttlichen Vorgehens so wie die Pharisäer sich wehrten gegen die liebende Knechtsgestalt des Erlösers im Fleische. Unverständliche Opposition gegen alles, was des Menschen höchste Ehre ausmacht!

Der Himmel natürlich siegt in all seinen Unternehmungen mit langsamer, unwiderstehlicher Gewalt. Der Mensch aber bleibt nach wie vor hängen an seinen engherzigen und eigensinnigen Gedanken. Verkapselt sich in unbekehrbarer Abneigung gegen die Ueberwelt. So wie der Basutoneger in Afrika, will er mit Gott möglichst wenig, am liebsten garnichts zu tun haben.

## ABGELEHNTE "HIMMELFAHRT"

Fritzchen hatte eine alte, reiche Tante. Tante Klara ist sehr empfindlich und beim geringsten Anlass gleich tief gekränkt.

Deswegen sagte Fritzchens Vater zu seinem Söhnchen: "Dass du mir ja Tante Klara kein unschönes Wort gibst! Und merke dir, an allen hohen Feiertagen hast du zu Tante Klara zu gehen und ihr Glück zu wünschen! Und vergiss nicht, auch in meinem Namen mitzugratulieren!"

Fritzchen hatte sich's gemerkt. Ostern war inzwischen gekommen.

Er ging zu Tante Klara und wünschte ihr in Papas und seinem Namen ein glückseliges Osterfest. Fritzchen bekam dafür einen Zwanzigfranken-Nötli in die Hand gedrückt, und er zeigte dieses stolz seinem Vater.

"Also, Fritzchen," sagte dieser, "merke es dir: Immer höflich gegen Tante Klara zu sein und an den hohen Feiertagen immer Glück wünschen! Dann kannst du einmal eine grosse Erbschaft machen!"

Fritzchen merkte sich's ordentlich.

Zehn Tage vor Pfingsten ging er wieder zu Tante Klara.

Aber, o Schreck, diesmal kam er heulend zurück, und seine beiden Backen waren geschwollen!

Er stellte sich anklagend vor seinem Vater auf: "So! Da hab' ich's jetzt mit deiner Glückwünscherei! Ich gehe nimmer zu Tante Klara!"

Und wieder fing er zu heulen an und rieb sich seine Backen.

Fritzchens Vater wurde kreidebleich.

"Ja, was hast du denn gemacht, Fritzchen?"

"Was ich gemacht habe? Nur das, was du mir befohlen hast!"

"Ja — ich habe dir doch befohlen, immer höflich und zuvorkommend gegen Tante Klara zu sein und ihr stets an den hohen Festtagen in meinem und in deinem Namen Glück zu wünschen!"

"Ja, eben deswegen habe ich welche gekriegt!"

"Was hast du gekriegt?"

"Zwei Ohrfeigen! Eine rechts und eine links! Eine für deinen Glückwunsch und eine für meinen! Und ich soll mich ja nicht mehr blicken lassen, hat sie gesagt!"

"Ja, Fritzchen, um Gottes willen, wann warst du denn bei Tante Klara?"

"Heute, jetzt eben komme ich ja davon zurück!"

"Ja, du dummer Junge, was hast du denn gesagt?"

"Nun, da brauchst du noch zu fragen! Das ist doch ganz einfach: 'Liebe gute Tante Klara, ich wünsche dir in Papas und in meinem Namen eine recht glückselige Himmelfahrt!' "

## Wo leben die hässlichsten Frauen der Welt?

Gewiss gibt es in der Südsee, besonders auf Samoa, auf Hahiti, und auf den Hawaiischen Inseln schöne Frauen, aber die Südsee ist gross, und in vielen Gegenden sollen diese Frauen von einer geradezu abstossenden Hässlichkeit sein. Demaitre berichtet darüber wörtlich: "In ganz Mikronesien sind die Frauen hässlich wie die Nacht, so hässlich, dass ihnen gegenüber jede Eskimofrau oder jede Kongonegerin dem Europäer noch als eine Venus erscheinen müsste. Meist sind sie klein, missgestalten und unvorstellbar dreckig mit ihrem rasierten Schädel, ihrer platten Nase, ihrem unförmig dicken Bauch und dem runzeligen und faltigen Gesicht, das bei ihnen auch in der Jugend nichts Seltenes ist. In der Tat machen in dieser Hinsicht auch die Kinder keine Ausnahme.

### Für 5 Ketten Meermuscheln— eine Frau!

"Es sind die hässlichsten Frauen der Welt!"

Bedauernswert ist auch das Schicksal dieser Frauen der Südsee, denn sie sind von Kindheit an ausersehen, den Männern als Arbeitstiere zu dienen, Tag für Tag, von früh bis spät, ihr ganzes Leben lang. Sie bestellen die Maisfelder, züchten das Vieh, ernten die Kokosnüsse, bereiten den Betel zu (ein berauschendes Getränk, das sich bei den Südsee-Insulanern grosser Beliebtheit erfreut), versorgen den Haushalt und ziehen die Kinder auf, solange man diese noch nicht ohne Obhut lassen kann.

Trotz aller Arbeit, die sie leisten, geniessen diese Frauen bei den Männern keine Achtung. Sie führen im Gegenteil ein Leben der Erniedrigung. Ihr Wert ist ein reiner Handelswert, und dieser ist beispielsweise in vielen Gegenden Neu-Guineas sogar geringer als der des Hausschweines.

Für 5 Ketten Giri-Giri (Meermuscheln) oder 3 Ketten Kuma-Kuma (einer Art Krabben) kann man im Tauschgeschäft jede Frau erstehen. Dabei kann man so eine Kette Kuma-Kuma an der Küste schon für ein paar Cents kaufen.

Wer bei diesen Wilden auf den Inseln Mikronesiens drei Frauen sein Eigentum nennen kann, der wird als eine Art Nabob betrachtet, was sich natürlich nicht auf den Wert seiner Frauen bezieht, sondern auf den Reichtum, den ihm sein "Harem" durch seiner Hände Arbeit im Laufe eines Lebens erwirbt.

### Sie holen sich ihre Frauen bei den andern ...

Heiraten mit den Frauen vom eigenen Stamm gehören bei den Mikronesiern nicht zum Ueblichen. Sie holen sich ihre Frauen lieber bei den anderen. Fällt die "Lieferung" zur Zufriedenheit aus, dann entsteht eine Freundschaft von Dorf zu Dorf. Im umgekehrten Fall sprechen Bogen und Pfeile, und diese Feindschaft kann dann bis zur gegenseitigen Ausrottung führen.

Dieses Heiraten von Stamm zu Stamm oder gar von Insel zu Insel bringt es mit sich, dass sich Mann und Frau eigentlich erst am Tag der Hochzeit das erstemal zu sehen bekommen. Die Eltern der Brautleute begrüssen und beschenken sich. Dann folgt das "Aufgebot". Der Vater der Braut nimmt einige Kokosnüsse zur Hand und schmettert sie auf den Boden, indem er ausruft: "Dies gehört zur Mitgift meiner Tochter!" Wenn nun der Bräutigam die Nüsse wieder aufhebt, ist das ein Zeichen dafür, dass er mit der Braut einverstanden ist. Im Falle der Ablehnung schreibt die Sitte vor, dass er schleunigst in der nächsten Hütte verschwindet.

Für das Mädchen, das geheiratet hat, beginnt nun also das Leben als Arbeitstier ihres Mannes. Dieser wacht mit Eifersucht über sie. Aber diese Eifersucht hat nichts mit gefühlsmässiger Einstellung zu tun: er passt nur auf sein Eigentum auf, damit ihm dies nicht gestohlen werden kann. In diesem Verhalten kommt deutlich zum Ausdruck, dass eben die Frau bei den Insulanern Mikronesiens nur einen ökonomischen Wert hat.

Der Ehebruch ist daher auch kein Ehebruch, sondern Diebstahl und wird als solcher geahndet. Die Frau wird mit einem Pfeil mit drei Spitzen getötet; der ehebrecherische Mann dagegen mit einem solchen mit vier Spitzen, einer Pfeilsorte, die nur bei Dieben zur Anwendung kommt.

# Indianer-Leben

Vom Reiseonkel

(Fortsetzung)

Also "gemütlich" weiter. Vom Hölzchen aufs Stöckchen, wie man sagt. Wir sind ja bei Indianern.

### Predigt

Wenn der Reiseonkel wieder auf die "Lateinschule" müsste, dann würde er auf "Indianerpater" studieren. Da braucht man nämlich keine "Grammatik". Wenigstens unser "Gottlieb" braucht keine, wenn er predigt. Ein alter Indianer-Missionar sagte mir einmal: Ich gäbe viel drum, wenn ich so predigen könnte wie unser Pater Theophil. Er kann zu den Indianern sprechen wie kein Zweiter. Ich habe unserem Gottlieb nun oft zugehört, und wirklich, es war was anders. Fünf Minuten, zehn Minuten, nie länger. Da atmet mancher Leser auf, dem der Reiseonkel erzählt hatte von den wunderbaren stundenlangen Predigten da oben im Norden. Aber Predigt "ohne Grammatik"! Kein Komma, kein Strichpunkt, kein Gedankenstrich, kein "Und" und "Aber", kein "Wenn" und "Sintemalen", kein Nebensatz, kein "abstraktes Wort": Alles einfache Hauptsätze, alle vier Wort lang, und Schlusspunkt dahinter. Der Reiseonkel, der doch denkt, dass er "so wunderschön predigt, es nimmt gar kein End", wie ihm einmal ein liebes Mütterchen in Blumenfeld sagte, er horcht verwundert: "Liebe Christen: Gott ist unser Vater. Der Vater ist gut. Gott ist gut. Der Vater gibt Brot. Der Vater gibt Fleisch. Gott ist unser Vater. Gott gibt Brot. Gott gibt Fleisch. Der Vater ist gut. Gott ist gut. Die Kinder haben den Vater lieb. Gott ist unser Vater. Wir sind Kinder Gottes. Wir haben Gott lieb. Wir müssen Gott sehr lieb haben" ... und so geht es weiter. Und die Indianer horchen und verstehen. Sie neigen den Kopf: das ist alles klar, sie wissen, es ist so, richtig, wie der Pater sagt. Nicht wie unsere Leute, wenn sie von der "sakramentalen Wirkung des mystischen Leibes" auf der Kanzel predigen hören, wenn es auch hochgelehrt klingt. Also das ist das "Geheimniss" der Predigt unseres Pater Gottlieb, um das ihn alle Indianer-Patres in Britisch Columbien beneiden. Er denkt nicht mehr wie die Weissen: "um die Ecke", sondern "grade heraus" wie die Indianer selbst. Und da ist alles einfach und wahr, seine Predigt, wie sein Leben, und deshalb gibt es auch nur einen Pater Gottlieb. (Lieber Pater Gottlieb, werde mir nicht bös, sonst erzähle ich noch mehr.)

### Dollmetscher (Interpreter)

Der Pater erklärt mir: ja, man muss hier so predigen, damit der Indianer es versteht, der es "übersetzen" muss. Richtig: wie der Pater sich herumdreht zur Predigt, kommt feierlich ein Indianer auf ihn zu, und dreht sich auch herum. Es ist das ein geehrter Mann in der Indianergemeinde, so wie ein Kirchenvater auf unseren Landgemeinden. Sein Amt ist, die Predigt des Paters den Leuten in ihre eigene Sprache zu übersetzen, aber Wort für Wort, nicht wie es einmal ging in den guten alten Zeiten bei einer Firmung, wo der Bischof fünf Minuten auf Englisch sprach, und der Pater dann bald eine Stunde den Bischof "übersetzte" für die Leute, so dass der gute Bischof Mathieu nachher sagte: Ich wusste nicht, dass ich so viel gesagt hatte. Nein, der Indianer-Dolmetscher übersetzt jeden Satz des Paters gleich, und da muss alles kurz und klar sein.

Dieser Gebrauch des "Uebersetzens" ist nun so alt, wie das Christentum bei den Indianern. Als die ersten Missionare nach B.C. kamen, hatte, wie heute noch, jeder Indianerstamm seine eigene Sprache oder Mundart. Damit man sich aber verstand, hatte man eine künstliche "Zwischensprache" gemacht, das "Chinook", wenige Worte, die Alle verstanden, und diese Sprache gebrauchte man im Verkehr mit den Weissen und den andern Indianerstämmen. Natürlich erlernten die Missionare zuerst diese Sprache, die dann bei der Predigt durch einen Indianer in die besondere Mundart des Stammes übersetzt wurde. Und diesen Gebrauch hielt man auch bei, als die Missionare die verschiedenen Sprachen sprechen konnten: die Leute waren dran gewohnt, und es machte die ganze Predigt feierlicher, sozusagen: liturgischer, wie ja auch unsere Leute lieber das "Kyrie Eleison" hören in der Messe, als wenn man einfach "Herr erbarme dich unser" singen würde beim Hochamt.

### Teufeleien

Wenn die Indianer so lange beten, klettert der Reiseonkel auf die Berge, um sich die Welt von oben anzuschauen. Das ist nun allerhand, diese Berge, und kann man manches erleben, woran man sonst nicht denkt. Vielleicht erzählen wir später einmal etwas mehr von solchem Bergeklettern. Heute nur ein kleines Geschichtchen. Es war in dem Dor, das auf Stelzen steht,

mit der Löcherbrücke. Man hatte so eine Stunde geklettert, immer grade herauf, über Steingeröll und Felsen, bis man an eine kleine Höhle kam. Da ruhte sich der Reiseonkel aus, es war ein schöner Blick über die ganze Gegend, und in der Höhle war ein Sitz ausgelegt. Man sah, dass schon Leute hiergewesen waren. Dann ging es zurück, und bald sass der Reiseonkel am Tisch, bei einer lieben Indianerfamilie, wo er sich so recht zuhause fühlte. Er erzählte so beim Essen, dass er dort oben gewesen war, in der Höhle— aber was war das? Die liebe dicke Indianermutter fing an zu winken, und Zeichen zu machen, der Pater solle nicht weiter reden. Nach dem Essen kam es nun heraus, was los war. "Pater, redet nicht von diesen Höhlen mit den andern Leuten. Ich bin ja gut katholisch, und mir macht es nichts. Aber mancher ist noch nicht so fest im Glauben. Diese Höhlen auf dem Berg waren nämlich der Aufenthaltsort der "Medezin-Männer", der heidnischen Priester, und von da oben aus verfluchten sie den Ort, als die Leute anfingen, christlich zu werden. Und jetzt geht niemand dahin. Man weiss eben niemals was passieren kann." Nun, ich erkundigte mich bei den Missionaren, und da fand ich manches aus, woran wir "überreifen" Christen gar nicht mehr denken. Die Indianer sind nämlich kaum zwei Generationen vom wilden Heidentum weg, wo der Teufel noch volle Herrschaft hatte, wie bei unsern Voreltern vor 1,000 Jahren. Da ist noch viel Spuck und Aberglaube unter den Leuten, und auch noch richtig Teuflisches, das noch einen starken Halt hat in den Seelen der armen Indianer. So gibt es, wie der Pater mir erzählte, noch gute christliche Gemeinden, wo von Zeit zu Zeit ein Zauberer hinkommt, um den Sonnentanz zu feiern. Und auch gute Indianer lassen sich hinreissen und machen mit: es ist der Trieb des halb-heidnischen Blutes. Wenn dann der Pater wiederkommt für die Messe, fehlt der und jener, der "mitgemacht" hatte, und erst langsam, oft erst nach einem halben Jahre, kommen sie zurück und söhnen sich durch eine lange öffentliche Kirchenbusse wieder mit Gott aus. Hätte das Indianermütterchen gewusst, dass sich der Reiseonkel grade bei diesem Höhlenbesuch eine schwere Halsentzündung geholt hat, die ihn monatelang im Spital festhielt, so hätte sie sicher gedacht, dass der Teufel auch den "weissen Pater" gekriegt hat.

### Ueberreste schöner Zeiten

Wir sprachen von den Indianerdörfern. Was aber zuerst auffällt, wenn man in ein solches Dorf kommt, sind die vielen Häuser und die wenigen Menschen. Schöne grosse, ja manchmal reiche Kirchen, aber kleine, verarmte Gemeinden, die kaum die halbe Kirche ausfüllen. In einem Dorf zeigte man mir ein altes Mütterchen, dass einmal vor langen Jahren die "Maria" gespielt hatte in dem grossen Passionsspiel der Indianer in Sichelt, wie da jährlich tausende von Familien zusammenkamen um das Leiden Christi darzustellen, wie in Oberammergau. In Sichelt selbst, einem grossen Indianerdorf mit Indianerschule und herrlicher Kirche, stehen die halben Häuser leer. In einem Schoppen, unter der Kirche, liegen zwei mächtige "War-Canoes", Indianerboote, aus einem mächtigen Fichtenstamm gehauen, in dem zwanzig Indianer Platz haben, und die pfeilschnell durch die Wellen des Ozeans fahren können. Und man erzählte, dass einmal hunderte solcher "War-Canoes" sich bei Sichelt versammelt hatten, und von dort nach Vancouver gerudert waren zum Empfang eines grossen Staatsmannes (weiss nicht ob es der Prince of Wales war). Jetzt liegen die zwei alten Canoes noch da als Erinnerung an alte Zeiten. Sonst sieht man sie nirgends mehr. Was ist denn geschehen? Die alten Leuten erzählen noch vom "grossen Sterben" das die Kraft der Indianer gebrochen hat. Erst die "Small Pox" im vorigen Jahrhundert, dann die "Flu" nach dem letzten Kriege, welche zwei Drittel aller Indianer hingerafft hat. Seither haben sich die Indianer nicht mehr erholen können und was wir heute sehen, sind nur die traurigen Reste schöner vergangener Zeiten.

(Fortsetzung folgt)

---

## RUF ZU GOTT

Zu Dir rufen wir, o Herr,
Sei unsre starke Wehr!
Unsre Jugend, unser Leben,
Dir seien sie ganz gegeben!

Wohl tobet um die Mauern
Kriegsgeschrei und Not,
Doch uns erzittert kein Schauern,
Wir bauen fest auf Gott!

Grosses wollen wir türmen
Auf Deinem festen Grund;
Zum Himmel wollen wir stürmen
In jeder heiligen Stund!

Wie Lichter wollen wir brennen
In dieser dunklen Welt,
Jeden Wanderer Bruder nennen,
Ihn führen in Dein Zelt!

Darum flehen wir Dich um Gnade,
Entschlossenheit, Kraft und Mut,
Dass wir mannhaft und grade
Im Kampfe stehen und gut!

Christus, König dieser Zeit,
Führe uns, wir sind bereit!

Kurt Büchner

## REGELN UM DAS LEBEN ZU ZWINGEN:

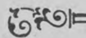
1. Ringe mit dem Leben, es will bezwungen sein!
2. Prüfe jedes Geschäft, das du anfängst, genau bis ins kleinste!
3. Sei schnell und pünktlich in allen Dingen!
4. Verwende gut deine Zeit, Stunde ist Gold wert!
5. Erwäge bedächtig, entschliesse fest, handle mutig!
6. Strebe kühn zur Höhe: grösser und besser zu werden!
7. Ertrag mit Geduld, was dir Verdruss macht!
8. Unbescholtenheit ist dein heiligstes Vermögen!
9. Lüge niemals!
10. Unterhalte keine Bekanntschaft zum Zeitvertreib!
11. Versuche nie, mehr zu scheinen, als du bist!
12. Bezahle prompt deine Schulden!
13. Karge nicht mit Geld, wenn Not ruft. Geld ist nicht das Höchste!
14. Meide starke Getränke!
15. Verlass dich nie auf den Zufall!
16. Verliere nie deinen Mut; er ist dein treuestes Schwert!

### Der Mann mit den beiden linken Füssen

In Südafrika geht ein Mann umher, der über zwei linke Füsse verfügt, jedenfalls sind seine Füsse anders gebaut als die eines normalen Menschen. Deshalb muss der arme Mann sich in den Schuhgeschäften seine Fussbekleidung auf folgende raffinierte Art und Weise besorgen.

Er erscheint in einem Geschäft, probiert einen Schuh am rechten Fuss an, meint dann, der Schuh drücke ein wenig und probiert die grössere Nummer am linken Fuss. So hat er die passenden Masse. Er lenkt die Aufmerksamkeit des Verkäufers auf irgendeine Weise ab und verschwindet nach der Bezahlung eines Paares Schuhe, das allerdings aus zwei verschiedenen Schuhen entsprechend seinen merkwürdigen Füssen zusammengesetzt ist.

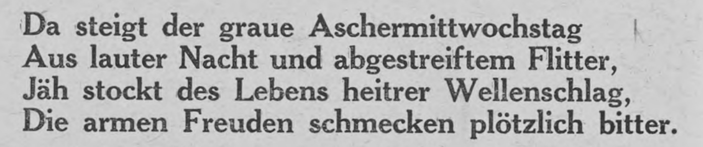
Ein Dutzend Verkäufer in den Schuhläden von Johannesburg kochen vor Wut und warten auf die Rückkehr des Mannes mit den linken Füssen.



## DAS ASCHENKREUZ

von W. Lindner





Da steigt der graue Aschermittwochstag
Aus lauter Nacht und abgestreiftem Flitter,
Jäh stockt des Lebens heitrer Wellenschlag,
Die armen Freuden schmecken plötzlich bitter.

Und in den Dämmermorgen wächst ein Licht —
Und ernste Menschen tragen Schuld und Makel
Geneigten Haupts vor Gottes Angesicht
Und knien im Staub vor seinem Tabernakel.

Gott segnet sie, und seine Stimme ist
Wie leises Raunen himmelsferner Firnen:
"Bedenke, Mensch, dass du vom Staube bist . . .!"
Der Priester setzt ein Kreuz auf ihre Stirnen.

Ein Kreuz aus Asche — der Vergänglichkeit
Symbol und mahnend Mal trägst du von hinnen —
Und aus der Stirne Christi presst das Leid
Den ersten Tropfen Blut ins Schmerzenslinnen . . .

# Der schwarze Schimmel

**Von Schrönghamer-Heimdal**

Der Voitlbauer von Voitlham gehört zu den hofgesessenen Bauern, die gern eine ausgiebige, ungestörte Brotzeit machen, besonders nach der Erntezeit, wenn der Körper ausgepresst ist wie eine Zitrone und lechzend nach Labsal verlangt. Nach der Erntezeit sucht sich der Voitlbauer als ausgelernter Brotzeitmacher allemal Gelegenheiten, von zu Hause loszukommen, um in irgendeinem Bräustüberl seiner angeborenen altererbten Fleischeslust zu fröhnen. Längst vorher umgaukeln ihn schon immer die Wunschbilder von lockenden Leberkäsleiben, prunkvollen Presssäcken, schwerwiegenden Schwartenmägen, saftigen Schweizerkäsen und darüber prangt als Gloriole ein Kranz geräucherter Knackwürste.

Das ewige Nudelzeug daheim hat der Voitlbauer schon gründlich satt — und morgen ist in Roidham Rossmarkt. In Roidham aber gibt's einen Müllerbräu, und beim Müllerbräu eine Bierstüberl, und im Bierstüberl einen Erkertisch, wo die Wunschbilder des Voitlbauern nach einer ungestörten, ausgiebigen Brotzeit nahrhafte Wirklichkeit werden sollen.

Sagt also der Voitlbauer mit bewundernswerter Entschlusskraft zur Voitlbäuerin: "Die Liesl muss weg, das Mistvieh, das mistige!"

"Was für eine Liesl? Die Stalldirn?"

"Wer sagt denn von der Stalldirn? Unser Laufrössl mein ich, den Häuter, den elendigen. Wir können uns beim Kirchenfahren schon nimmer sehen lassen damit. Und überhaupts sind die Schimmel nicht mehr modern, ich möcht' wieder einmal ein Rapperl haben, Alte, ein aufgeschweiftes. Hättest gewiss auch eine Freud' damit. Und morgen wär' in Roidham Rossmarkt. Wenn ich beizeiten fortfahr', bin ich beizeiten wieder daheim. Richt mir nur gleich einen Pfeffer her, damit dass ich das alte Luder richtig aufschwanzen kann, und mir steckst einen Keil Brot und ein Rankerl Geselchtes in die Rocktaschen, weil der Brotlzeug auf den Rossmärkten allemal gar so teuer ist. Hausen muss man heutzutags, dass man alles recht machen kann, und wenn ich einen guten Handel mach', kann leicht ein Hunderter oder zwei gewonnen sein. Soviel wird wohl bleiben, dass für dich ein neuer Wintermantel herausspringt. Tut dir so not wie dem Bettelmann ein Stückl Hausbrot. Hast mich, Alte?"

Mit der Aussicht auf einen neuen Wintermantel hat der Voitlbauer jeden Widerstand der Voitlbäuerin entwaffnet, jede Widerrede im Keime erstickt. Sie richtet ihm den Pfeffer her für das Rossaufschwanzen und steckt ihm einen extra saftigen Rauchfleischranken in die Rocktasche, einen vom Schlegel.

"Weil's so ist," nützt der Voitlbauer die gute Stunde, "wenn man der Erste ist am Markt, bringt man seinen Häuter auch zuerst an. Und am Anfang sind die Preise allemal hoch. Einkaufen muss man aber erst am Schluss, da kriegst das schönste Rapperl um ein Spottgeld. Wenn ein bisserl ein Glück dabei ist, können dreihundert Märklein gewonnen sein wie nichts . . ."

Was ein ausgelernter Brotzeitmacher ist, wie der Voitlbauer, dem schmeckt's auch schon unterwegs und vor Tag und Tau. Der Ranken Geräuchertes wird auf der morgenstillen Fahrt zum Rossmarkt immer geringer und kurz vor der berühmten Hofmark Roidham ist er schon den Weg alles Irdischen gegangen. Der Voitlbauer ist aber in die künftigen Genüsse im Müllerbräustüberl schon so vertieft, dass er beinahe vergessen hätte, seinem Schimmelhäuter den anfeuernden Pfeffer unter den Schwanz zu blasen, der dem windigsten Racker die Rasse eines edlen Renners verleiht. Im letzten Augenblicke denkt er aber doch noch daran und vollzieht das Werk des Pfefferblasens mit einer Fertigkeit, die dem gewiegtesten Rosstäuscher Ehre gemacht hätte.

Kaum ist er damit fertig, biegt von einem Seitensträsslein her schon ein Rosshändler ein. Den schneidigen Schimmel sehen, um den Preis fragen, Handeinschlagen ist eins. Der Handel ist gemacht, der Voitlbauer ist den Schimmel los um ein Geld, das er sich nie hätte träumen lassen. Dreihundert Märklein sind so gewiss gewonnen wie nichts — und eine Brotzeit dazu, wie im Bräustüberl beim Müllerbräu noch keine aufgetragen worden ist.

Da sitzt nun der Voitlbauer ungestört am Erkertisch, von wo man den ganzen Markt übersieht, der sich allmählich belebt, und lässt seine Wunschbilder Wirklichkeit werden, schön der Reihe nach, wie er sie geträumt: zuerst einen lockenden Leberkäs, dann einen prunkvollen Pressack, dann einen schwerwiegenden Schwartenmagen, weiterhin eine saftige, knusperbraune Kalbshaxe, eine schöne Portion vollfetten Schweizerkäse und zum Schluss ein Kranz geräucherter Knackwürste. Zwischen die einzelnen Gänge legt der Voitlbauer, nicht damit er als Vielfrass verschrien wird, regelrechte Kunstpausen, in denen er sich die Zähne ausstochert und das Genossene jeweils mit einer oder zwei Flaschen Bier begiesst. Denn zu einem rich-

tigen Brotlzeug gehört auch ein edles Nass, und im Biersieden ist der Müllerbräu so erstklassig wie die Müllerbräuin im Zurichten von Brotlzeug.

Der Voitlbauer ist wie im Himmel. Wie von einem Thronsitz aus überschaut er an seinem erhöhten Erkertisch das Gewühle auf dem Rossmarkt einerseits, das Gewurle in der Bräustube andrerseits. Tut sich die Tür auf und eine Stimme beschwört den Voitlbauer, der gerade bei der Kalbshaxe sitzt: "Bist es oder bist es nicht?"

Ist's nicht der Brennhofer Wastl, dem Voitlbauer sein liebster Spezl vom Weltkrieg her. Zehn Jahr haben sie sich nimmer gesehen, die zwei Hauptspezln, und da lässt sich's denken, dass da das Prosittrinken und Brotzeitmachen erst recht losgegangen ist bei den zweien, überhaupts, wo sie immer nur von dem grossen Kohldampfschieben bei Verdun und Arras, an der Somme und in der Champagne gesprochen haben. Und der Voitlbauer versteigt sich immer wieder zu der Behauptung, dass Frankreich längst bayrisch wäre, wenn ihnen weiland an der Westfront nicht alleweil der Brotlzeug ausgegangen wär'.

So vergeht die Zeit mit lauter Prosittrinken und Brotzeitmachen. Der Marktplatz ist längst leer und aus dem Bräustübl beim Müllerbräu schwankt der letzte Marktgänger.

Fällt's dem Voitlbauer brennheiss aufs Herz: "Leibspezl, der Markt ist aus—und ich hab' noch keinen Rappen!"

"Bringst halt deiner Alten den Affen heim," rät der Brennhofer. "Morgen wird ein Kater draus, nachher hat sie zwei Viecher auf einmal..."

Aber der Voitlbauer ist im Augenblick nüchtern. Ein Rapperl muss her, und wenn's die halbe Welt kostet. Aber da auf dem ganzen Markt keiner mehr aufzutreiben ist, erbarmt sich der Brennhofer seines Kriegsspezls und tritt ihm den Rappen ab, den er selber erst heute auf dem Markt erstanden hat. Der Voitlbauer ist totfroh, obwohl das Teufelsvieh um hundert Märklein mehr kostet, als die am frühen Morgen verkaufte Liesel. Von einem Wintermantel aus dem erhofften Gewinn ist längst keine Rede mehr. Kommt Zeit, kommt Rat, tröstet sich der Voitlbauer, und treibt gemächlich heimzu.

"Schau, Alte," ruft er seiner wartenden Bäuerin schon von weitem zu, "ist das nicht ein feines Rapperl? Da werden die Leut' spitzen, wenn wir am Sonntag mit dem Laufwagerl in die Kirche preschen ..."

"Und was ist's nachher mit dem Wintermantel?"

"Das kriegen wir schon — hernach — in der Stuben. Jetzt muss ich erst den Rappen versorgen. Hitzenblitz heisst er, dass du's weisst. Ist das nicht ein feiner Nam' für ein edles Rennross,"

"Fast so fein wie dein Saurausch," schnappt die Voitlbäuerin. Aber der Voitlbauer überhört den Vorwurf vornehm und beginnt seinem edlen Rappen den Schweiss mit einem Strohwisch abzuwischen. Und siehe da, der Rappe wird immer heller und weisser, und zum Schlusse steht ein Schimmel da, akkurat wie die Liesel, und der Schimmel wiehert lustig auf und trabt durch die Stalltüre auf seinen gewohnten Stand.

"Das ist ja ein weisser Rapp'!" wundert sich die Voitlbäuerin.

"Oder ein schwarzer Schimmel," der Voitlbauer.

"Unsere Liesel ist's, du Depp, du damischer! Die haben sie dir schwarz angestrichen und als Rappen verkauft. Jetzt — marsch in die Stuben, damit wir ungestört weiterreden können. Was für einem Bazi bist du denn da wieder auf den Leim gegangen? Den Wintermantel, mein' ich, hab' ich schon getragen. Na ja, das Weitere wird sich ja in der Stube herausstellen. Marsch vorwärts!"

Kleinlaut, wie aus allen Himmeln gefallen, trollt sich der Voitlbauer in die Stube. Jetzt so eine Lumperei! Haben ihm die Lumpen seine Liesel mit Kohlruss angestrichen — und er hat sie als Rappen gekauft und das gute Geld eingebüsst.

Die Eingeweihten versichern glaubhaft, dass die Voitlbäuerin ihrem Eheherrn eine bajuwarische Standrede gehalten hat, mit Besenstiel und Putzlumpen, die an Wucht und Wirksamkeit einer bajuwarischen Brotzeit in nichts nachstand. Und aufgepfeffert war sie auch wie die Liesel, der schwarze Schimmel, an diesem unvergesslichen Roidhamer Rossmarkt.

---

Was lehrt das Leben? Gib
Mir bündigen Bescheid!
Hingeben, was dir lieb,
Hinnehmen, was dir leid.

---

Soll uns das Denken an die eigene Schwäche nicht still und demütig machen — nicht unser Herz weiten für den, der an unserer Seite strauchelt? Ja, es soll unsere Hände willig machen, zu stützen, zu halten, aus der Tiefe den Mitbruder wieder emporzureissen — auch wenn die Berührung unsern weissen Saum bestaubt, auch wenn wir vom gebahnten Wege einen Fuss in seine Niederung hinabsetzen müssen, um seine Hände fassen zu können.

Wer trocken Brot mit Lust geniesst,
Dem wird es wohl bekommen.
Wer Sorgen hat und Braten isst,
Dem wird das Mahl nicht frommen.

Goethe.

---

Wenn Jesu Gnade in schlafloser Nacht auch an deine Seele pocht, du kranker Mensch, eindringlicher als in der Unruhe des Tages, dann öffne dein Herz, dass die Angst daraus weiche und die Hoffnung einziehe. Bekehre dich von ganzem Herzen zu deinem Heiland in herzlicher Reue und opferbereiter Busse. Dann wird deine Hoffnung nicht zuschanden werden.

## "GELOBT SEI ALLAH"

Eine türkische Geschichte

Der weise Nasreddin, dessen Humor noch heute bei den Muselmanen lebendig ist und der auch der türkische Eulenspiegel genannt wird, befand sich einst in der Stadt Okshemis, wo man sich über seine Anwesenheit sehr freute. Aber die Freude währte nicht lange. Kaum waren einige Tage nach seiner Ankunft vergangen, da erschien der berühmte asiatische Eroberer Tamerlan vor den Toren der Stadt und begann, diese zu belagern.

Die Einwohner der Stadt wehrten sich verzweifelt gegen die grosse Uebermacht, aber schliesslich musste man einsehen, dass jede Fortsetzung des Widerstandes zwecklos wäre, zumal die Lebensmittelvorräte der Stadt sich zu verringern begannen. Man beschloss daher, mit Tamerlan in Verhandlungen zu treten, und der weise Nasreddin wurde als Unterhändler ausersehen. Nasreddin, der nicht wusste, welches Geschenk er dem grossen Tamerlan bringen könnte, fragte seine Frau, was man ihm wohl darbieten solle: einen Korb schöner Feigen oder Melonen. "Nimm Melonen," riet die Frau, "sie sind grösser und weniger gewöhnlich." — "Man soll den Rat einer Frau nicht befolgen," erwiderte Nasreddin, "ich werde Feigen mitnehmen." Er füllte eine kostbare Schale mit diesen Früchten und ging.

Tamerlan empfing ihn in sehr schlechter Laune, und als er die Feigen erblickte, schien der Zorn des Gewaltigen keine Grenzen zu kennen. Nasreddin hörte schweigend die drohenden Worte an und hielt lächelnd die Schale mit den Feigen vor sich. Da befahl der Feldherr seinem Diener, eine Feige nach der anderen dem Türken an den Kopf zu werfen. Der Diener tat, wie ihm befohlen wurde, und jedesmal wenn eine Feige den Kopf Nasreddins traf, rief dieser aus: "Gelobt sei Allah!"

Ueber diese Dankbarkeit war Tamerlan sehr erstaunt, und er fragte Nasreddin, was er darunter verstehe. "Ich danke Gott, dass ich Feigen als Geschenk mitgebracht habe. Wären es Melonen gewesen, wie es meine Frau haben wollte, dann hätte ich keine Möglichkeit mehr, Allah zu preisen."

Ueber diese Antwort musste Tamerlan lange lachen, und bald konnte Nasreddin mit einer Friedensbotschaft in die Stadt zurückkehren.

## Wie alt ist der Polkatanz?

Die Polka, der bekannte Rundtanz, ist 100 Jahre alt geworden. Man hat sich aus diesem Anlass sorgsam um die Geschichte der Polka gekümmert und ermittelt, dass der Weg zur Berühmtheit dieses Tanzes keineswegs einfach und der Aufstieg alles andere denn schnell war. Man tanzte schon neun Jahre in Polen Polka, ehe der Tanz von Franzosen übernommen wurde. In Paris aber wurde aus der Polka eine grosse Sensation gemacht. Von hier aus breitete sich der Rundtanz nicht nur in ganz Zentraleuropa, sondern auch in England und Amerika aus. Heute findet man die Polka in der ursprünglichen Form eigentlich nur noch in Tirol und in der Tschechoslowakei.

Ueberraschend hat sich jedoch eine Wiederbelebung in England bemerkbar gemacht. Ausgehend von einigen Kinderfesten, auf denen Rundtänze vorgeführt wurden, dringt die Polka gerade in diesen Tagen wieder schrittweise vor, während man in Polen ihren 100. Geburtstag feiert.

## . . . Heimat . . .

Alfred Huggenberger

Wer wissen will, was Heimat ist,
Der mag auf stillen Pfaden gehn;
Ein Saatfeld träumt, ein Weiler grüsst,
Ein Lied verklingt im Abendwehn.

Die Berge ragen hoch und fern,
Noch ist ihr Mahnen Friedensruf.
Bewahre uns ein guter Stern
Das Glück, das Fleiss und Treue schuf!

Wer wissen will, was Heimat ist,
Muss Wetterwolken steigen sehn,
Dass er den Wert zutiefst ermisst
Vom überkommnen Gotteslehn.

Es sind uns Sorgen auferlegt —
Auch Sorgen machen stark und gut.
Was tausend Herzen heiss bewegt,
Es wird zur Macht, die Wunder tut!

Der Gott, der uns die Heimat gab
Als ewigteures Angebind,
Er zieht die Hand nicht von uns ab,
Wenn wir der Heimat würdig sind!

# . . . Schwestern . . .

Auf dem Bahnhofquai in Luzern ist grosser Betrieb. Die letzten Schiffe werden zur Abfahrt bereit gemacht. Soldaten steigen ein. Unter diesen Soldaten bin auch ich. Der hintere Teil des Schiffes ist buchstäblich schwarz — von Krankenschwestern. Ich überlege mir, ob sie wohl den schönen Tag für eine Ausfahrt benützen wollen. Da sehe ich, dass alle Gasmasken umgehängt haben. Ein sonderbares Bild! Schwestern und Gasmasken ... Einige Kameraden schauen spöttisch auf die Reihen der Schwestern, einige munkeln Bemerkungen, verdrückt, aber um so giftiger. Nun setzt sich das Schiff in Bewegung! Einige Leute am Quai winken Abschied. Bald dampfen wir fauchend mitten auf dem See. Ich will mir nochmals das Bild von Luzern einprägen, das ich nun lange nicht mehr sehen werde. Die Museggtürme, die Hofkirche, die grossen Hotels, ein prachtvolles Bild ... doch was ist das dort ganz rechts? Da flattern aus einem Haus dutzende weisser Tücher ... was ist da passiert? Ich schaue besser. Es ist ein M.S.A.-Hotel. Jetzt erkenne ich, dass aus jedem Fenster Tücher geschwenkt werden, Leintücher, Servietten, Taschentücher. Dazu wird gejauchzt. Wem gilt wohl das, dieses Flattern, Winken und Jauchzen? Da sehe ich auf unsere Schwestern ... wahrhaftig, einige sind aufgestanden und winken nun ebenfalls. Die andern bleiben gerührt sitzen; das hätten sie wohl nicht erwartet.

Nun wird mir plötzlich alles klar: Wieviel Mühe, Liebe und Opfer haben diese Schwestern im Hotel zurückgelassen! Wieviel Sonnenschein und Linderung haben sie in die Zimmer getragen! Wieviel Worte des Trostes und der Aufmunterung haben sie wohl zu meinen Kameraden gesprochen, die dort auf die Gesundung harren, dass es zu dieser Kundgebung kam!

Noch immer winken sie an den Fenstern, Jauchzer tönen über den See. Die Schwestern sitzen da; sie schämen sich fast ob solcher offen bekundeter Dankbarkeit. Was müssen diese Soldaten an Güte empfangen haben ... Und das sollen die faulen, verspotteten Schwestern sein, denen eine solch begeisterte Dankeskundgebung zuteil wird? Von Soldaten, die vielleicht über sie gelacht hatten? Und jetzt stehen sie mit ihrem Leintuch am Fenster und winken, haben vielleicht Tränen in den Augen?

Unsere Munkler und Spötter verstummen. Eine eindrucksvolle Lehre ohne Worte hat mit ihren Phrasen und Vorurteilen aufgeräumt.

Das Hotel verschwindet und einige letzte Jauchzer verklingen. Die Schwestern fahren einem neuen Wirkungsfeld entgegen. Sie erwarteten keinen solchen Dank; sie opfern sich nicht für menschliche Gunst, sondern aus Nächstenliebe.

# Herrgottsgäste

Kam ich da auf dem Weg zum Speisesaal an dem kleinen Thomas vorbei, den ich mit seinem Vater und seiner Mutter für einige Tage besuchen gekommen war. Er hatte gerade den kleinen Kopf zwischen die Stäbe des Treppengeländers gesteckt und schaute beharrlich hinab. Es fiel mir deshalb auf, weil ich einige Minuten vorher hier vorbeigekommen war und ihn in derselben unbeweglichen Haltung gesehen hatte.

So ganz versunken schien er, und er mochte alles um sich her vergessen haben.

Was mochte er sehen? — Wenn ein kleiner Mensch wahrhaftig einmal volle fünf Minuten lang so stille sein kann, muss es wohl etwas ganz Besonderes sein.

"Was siehst du denn da, Thomas?" fragte ich.

Der Vierjährige hob den Kopf zu mir empor, und seine beiden grossen Kinderaugen, in denen noch immer ein Staunen und eine unsagbare Spannung lag, sahen mich bedeutsam an, während er den Finger warnend auf den Mund legte. Dann wandte er sich wieder nach unten.

Ich muss sagen, dass es mich mit einem Male ganz sonderbar packte. Beugte mich über das Geländer, sah aber dort nur die gewohnten täglichen Gäste des Hauses, arme hungrige Menschen, an einem Tische sitzen und essen. "Aber Kind," sagte ich, "man sieht doch niemanden so auf den Teller, wie du es da tust. Denke doch, Thomas, wenn die armen Leute das merken —"

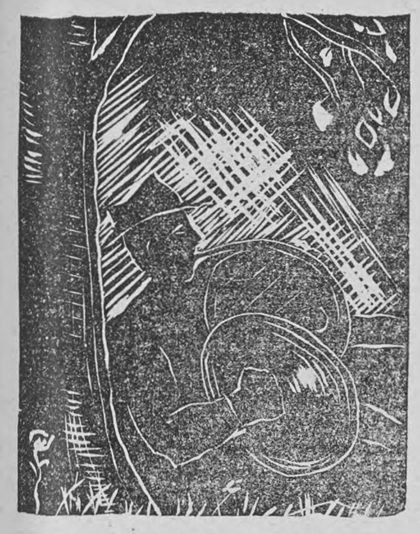
Das war eine seltsame Antwort, die ich da zu hören bekam:

"Ach Onkel, ich möchte ja nur den lieben Gott sehen. Hinter allen armen Menschen steht nämlich Gott selber, hat Mutter gesagt. Man kann ihn nur nicht sehen, hat sie gesagt. Und ich möchte ihn doch so gerne sehen."

Hinter allen armen Menschen steht Gott selber!

Kleiner Thomas, wolltest du doch dein ganzes Leben lang die Ehrfurcht vor allen armen Menschen behalten, die deine edle Mutter dich vor ihnen gelehrt! Sind sie nicht die Lieblinge Gottes? Wie sagt der Herr?

"Was ihr dem Geringsten dieser meiner Brüder tut, das habt ihr mir getan."



# Der Sohn der Hagar

Roman von Paul Keller

(Fortsetzung)

"Soll man sich da nich ärgern? Gleichgültig sein, schlafmützig, tranig? Was? Meine ganze Doktorei bringt mir'n Quark! Weil ich eben nich wie manche von meinen Kollegen n' Interesse dran hab', dass die Leute krank sind, nee, dass sie gesund bleiben. Verflucht noch eins, wozu hab' ich denn den Gesundheitsverein gegründet? Wozu halt' ich jeden Sonnabend hier 'n poplär-wissenschaftlichen Vortrag? Wozu verbreit' ich nützliche Bücher? Dass so 'ne alte Schwarte, wie die Scherwenken, bei sechzehn Grad Celsius 's Fenster zu hat? In einer Pestluft sitzt? Rausschmeissen müsste man so 'ne alte Schachtel aus'm Gesundheitsverein. 'Jes, jes, Herr Dukter, ich hab' doch a so sehr Zahnreissen!', 'Renommieren Sie nich, olle Lichtscheuche!' sagte ich, 'Sie haben doch gar keene Zähne mehr!' 'Nee, nee, Herr Dukter, aber Wurzeln hab' ich—Wurzeln!'—Sehen Sie, Hartmann, und weil das alte Weib Wurzeln hat, macht sie kein Fenster auf, lässt sie keine Luft rein!"

Hartmann ging nach dem Schanksims.

"Woll'n Sie nich vielleichte 'n Gilka, Herr Doktor?"

"Nee — 'n Mampe! Mir is ganz schlecht um 'n Magen von dieser scherwenkischen Luft. Sagen Sie mal, Hartmann, wie steht's denn jetzt mit 'm Winkler-Maurer?"

"Ach, da fragen der Herr Doktor lieber gar nich erst!"

"Natürlich frag' ich! Sauft er noch so? Hartmann, Sie haben doch aber auch immer gewissenhaft die Chemikalien, die ich Ihnen gegeben hab' in die Flasche getan, aus der Sie dem Winkler einschenken? Wir woll'n ihn retten, ohne dass er's merkt. Verekeln müssen wir ihm den Fusel."

Hartmann kam aus dem Schanksims heraus.

"Bitte, ein Mampe! Her Doktor, mit dem Winkler is das ne schäbige Sache. Ich hab' immer Ihre Medizin, die ihm's Saufen verekeln soll, in eene Fünfliterflasche getan und ihm daraus eingeschenkt. Eenmal hab' ich mich vergriffen und eene Flasche mit reinem Kornbranntwein erwischt und ihm ein Liter verkauft."

"Verdammt ja, das wird ihm wieder geschadet haben!"

"Nee, den reinen Schnaps hat a zurückgebracht und gesagt: von seiner Sorte wollt' a haben, die schmeckt ihm viel besser."

Dr. Friedlieb trank empört seinen Mampe aus.

"Noch 'n Mampe, Hartmann, noch einen — das sind ja — das sind ja — Viecher! Die — die saufen schliesslich auch Petroleum! Hartmann, ich geb's auf! Da is ja mit dem allerbesten Willen nischt anzufangen."

Hartmann zuckte die Achseln.

Ja, der Winkler-Maurer is undankbar. Ihre Schwester, die Fräul'n Jettel, hat erst jetzt wieder seinen fünf Kindern Winterstrümpfe gestrickt."

Der schon sehr verärgerte Dr. Friedlieb fuhr auf.

"Meine Schwester, die is — die is — o Hartmann, sie is 'ne Gans. Eine Riesen-Patent-Ausstellungs-Fettgans! Strümpfe strickt sie! Für Winkler-Maurers Kinder! Damit nur ja dem Kerl die Sorge für seine Familie ganz abgenommen wird, damit er den letzten Heller für Ihren Giftfusel übrig hat. Herrgott ja, die Jettel! Die Frauenzimmer haben ja alle keinen Verstand, aber gar die Jettel — von Verstand, Einsicht nich die Spur! Ihre Lieblingskatze füttern, die "Christliche Jungfrau" lesen und für die Winklerkinder Strümpfe stricken, das is so ihr Fall, das is ihr ganzes Menschentum."

Sie meint's eben gut, Herr Doktor, mit ihren Almosen!"

"Gut? Almosen sind Mumpitz, mein Lieber! Das müssten Sie doch endich einsehen. Sind ein ganz elendes Flickwerk! Was ist denn einer Familie damit gedient, dass sie neue Strümpfe bekommt? Bleibt sie nich auch mit neuen Strümpfen im Elend? Nee, mein Bester, Almosen sind 'ne faule Ausrede, sind 'ne Gewissensbeschwichtigung, sind 'ne Bemogelei unserer selbst. Gesunde Lebensbedingungen schaffen, Verhältnisse gestalten, dass niemand 'n Allmosen nötig hat, das is das Richtige! Zum Beispiel in diesem Falle dem Manne das Saufen abgewöhnen."

"Das hat aber eben seine gewissen Schwierigkeiten!"

"Stimmt! Aber das Schwierige allein lohnt sich zu tun. Na sehen Se mal, Strümpfe stricken kann jedes, das is keine soziale Fürsorge. Und was unser Landrat tut, Verfügungen erlassen und uff sozialen Kongressen lange Reden halten oder blecherne Zeitungsartikel loslassen, das steht noch unterm Strümpfestricken. Das erfüllt keinen andern Zweck, als dass der Landrat endlich mal'n Adlerorden vierter kriegt. Nee, Hartmann, jeder muss selber eingreifen, jeder in seinem Kreise. Aber nich immer ausflicken, zukleistern oder gar andern die Faulheit und Liederlichkeit stärken, Wege zeigen, Fundamente bauen! Bring'n Se mir jetzt 'n Gilka!"

"Mir scheint, es is Musik im Dorfe", warf Lore dazwischen.

Dr. Friedlieb wandte sich um:

"Ach Lore, Sie sind auch da? 'n Abend! Hab' Sie gar nicht gesehen. Musik meinen Sie? Warten Sie mal! Ich hör' nischt. Seit ich die verfluchten Polypen im Ohre hab' — "

"Ja, ich hör's auch", meinte Hartmann, "das werdn' Bettelmusikanten sein."

"Lore! Lore! Lore! Es sind Bettelmusikanten im Dorfe", schrie Berthold Hartmann draussen im Hofe und trabte nach der Strasse.

Im gleichen Augenblicke öffnete sich die Stubentüre und Christel Hartmann, ein etwa vierundzwanzigjähriges Mädchen, trat kurz ein:

"Vater, es scheinen Bettelmusikanten zu kommen."

Gleich darauf erschien durch eine zweite Tür Frau Hartmann.

"Mach' endlich, dass du fertig wirst, Lore, 's schein'n Bettelmusikanten zu kommen."

"Ach nee!" sagte Dr. Friedlieb, "das is unser Neuestes."

Zum Ueberfluss kam Gottlieb, der alte Grossknecht, aufgeregt herein und wollte etwas vermelden, aber Dr. Friedlieb schnitt ihm die Rede ab:

"Schweigen Sie, Gottlieb, man sieht's Ihnen an, Ihnen scheint, es kommen Bettelmusikanten."

## ZWEITES KAPITEL

Es war Abend geworden. Um einen schweren Tisch, über dem eine mächtige Petroleumlampe brannte, sassen vier fremde Musikanten: ein grosser Mann mit grauem Bart und dem unverkennbaren Ausdruck des ehemaligen Soldaten, zwei Kriegsdenkmünzen auf der Brust, ein zweiter, von langer, dünner Figur, dann ein brauner schwarzgelockter und endlich ein fünfundzwanzigjähriger Mann mit einem blassen, hübschen, fast weiblichweichen Gesicht.

Eine grosse, eiserne Pfanne mit dampfenden Bratkartoffeln und eine Riesenschüssel mit abgerahmter Milch standen auf dem Tisch. Aus diesen zwei Gefässen löffelten die hungrigen Fremden ihr Nachtmahl. Der alte Gottlieb Peuker ass mit ihnen.

"Also Sie sind Grossknecht hier?" fragte ihn der Kriegsmann.

Gottlieb lachte.

"Grossknecht und noch vieles andere. Zum Beispiel Nachtwächter. Wenn Sie bis um zehne munter bleiben, könn'n Se mich uff meiner Pfeife musezieren hör'n. Eins, zwei, drei — bis zehne!"

"Na, hör'n Se mal, wenn Se bei Tage Grossknecht sind und in der Nacht Nachtwächter, wann schlafen Se denn da?"

Gottlieb lächelte pfiffig.

"Ja, das hat noch keener rausgekriegt. Aber ich schlaf! Dadruff verlassen Se sich! Ja, sehn Se, das sind aber noch lange nich alle meine Posten. Ich bin beispielsweise ooch Totengräber."

"O misericordia!" sagte der Schwarze.

"Was spricht der?" fragte Gottlieb verwundert, "das is wohl a Böhmake?"

"Nee, mein Lieber", sagte der Grosse geringschätzig, "da haben Se eben keenen Sprachverstand nich; das is 'n Italiener: Signor Maestro Potello da Milano. Ja gelt, da gucken Se? Sie müssen nich denken, dass wir so 'ne ganz gewöhnliche Kapelle sind. Ich z. B. heiss Steiner, bin Unteroff'zier gewest, hab' Königgrätz und Paris mitgemacht, und sehn Sie sich amal unsern Waldhornisten an, der war bei der Husarenkapelle, der is der, der immer bei a Konzerten een Ton fünf Minuten lang aushält, ohne Atem zu holen. Sie könn'n sich freu'n, dass Se uns für a nächsten Sonntag engagiert haben. Wir werden Ihn'n eine pickfeine Kirmismusik machen."

"Das freit mich wirklich", sagte Gottlieb höflich, "denn sehn Se, ich bin nämlich ooch Tanzmeester."

Sämtliche Musikanten lachten laut auf.

"Siebzig Jahr is a", sagte Steiner, "Grossknecht is a, Nachtwächter is a, Totengräber is a und Tanzmeester is a. Totengräber und Tanzmeester, das reimt sich ja grandiös zusamm'n!"

"Reimt sich ganz gutt, Herr Unteroffizier", sagte Gottlieb milde, "das hat sogar was Tröstliches an sich. Sehn Se, die Teichauer sind lustige Leute. Wenn nu aber eener gesturben is und im Sarge uff a Kirchhof getragen wird, und a sieht so, wie die ganze Gemeinde zwee und zwee hinter ihm hergeht, und vorneweg sieht a 'n alten Tanzmeester gehn, und a hört die Musike blasen, na, da denkt a sich halt, 's is eegentlich gar nich su schlimm, dass ich begraben werd', 's bluss so 'ne Art Polonaise."

"A spricht wie a Buch", sagt der Lange, Dünne anerkennend.

"Gerade so wie der Hellmich", sagte Steiner, "der Hellmich macht ooch immer solche Gleichnisse."

"Heessen Sie — heessen Sie Hellmich?" fragte Gottlieb überrascht, ja betroffen, und sah den jungen Waldhornisten an.

"Hellmich, ja — wundert Sie das so?"

"Och nee — nee — 's gibt ja viele Hellmiche, 's is a recht verbreiteter Name." — —

"Na, jetzt kommen Se mal mit rein, Hartmann, jetzt woll'n wir uns mal die Kunden kaufen; jetzt werden se wohl fertig sein mit'm Essen."

Dr. Friedlieb, der bisher im Honoratiorenstübchen nebenan gesessen hatte, erschien mit Hartmann im Gastzimmer. Er stellte sich an den Tisch, setzte eine bedrohliche Miene auf und musterte mit funkelnden Blicken die Fremden.

"Ihr also seid die Musikanten?" fragte er barsch. Keiner antwortete.

"Ob ihr die Musikanten seid, will ich wissen?"

Da drehte sich Steiner würdevoll um und sagte in vornehmem Tonfall und nicht ohne Ironie:

"Mein Herr, wir heissen nicht ihr, wir heissen Sie! Denn wir sind Künstler."

"Bummler seid ihr!" schrie Dr. Friedlieb, "Fechtbrüder, Landstreicher! Und ich — ich bin der Amtsvorsteher! Verstanden?"

Da erhob sich Steiner.

"Herr Amtsvorsteher, wir haben ein'n Gewerbeschein! Den hab' ich, denn ich bin der Kapellmeister." Er brachte eine alte Brieftasche hervor, der er den Gewerbeschein entnahm.

"Hier, Herr Amtsvorsteher! Es ist bei uns alles in Ordnung. Ausserdem heisse ich Steiner, bin Unteroffizier und hab' Königgrätz und Paris mitgemacht. Mein Instrument is Tuba."

Sprach's, setzte sich und löffelte wieder seine Milch.

Dr. Friedlieb war verblüfft.

"Is das ein kniffliger Kerl!" sagte er mit schlecht verhohlener Anerkennung. "Nu hör'n Sie mal, Tubamann, Sie gehn recht fein um mit der weltlichen Obrigkeit."

"Wir haben ein'n Gewerbeschein, wir sind ehrliche Künstler, wir zahlen unsere Steuer, und deshalb lassen wir uns nicht ihrzen", sagte Steiner grob.

"So?" sagte Dr. Friedlieb und schob sich einen Stuhl an den Tisch. "Na, ich kann ja auch Sie sagen, Sie Stromer!"

Steiner machte ein empörtes Gesicht.

"Herr Amtsvorsteher, Sie dürfen uns nicht beleidigen, wir haben nichts verbrochen."

Friedlieb starrte ihn an, Hartmann brummte etwas dazwischen; schliesslich sagte der Doktor im Tone der Ueberraschung:

"Tja — tatsächlich — hätt' ich nicht geglaubt — der Kerl hat Ehrgefühl!"

Es entstand eine Pause, in der der Doktor die Musikanten scharf musterte; schliesslich fragte er:

"Also hör'n Sie mal, Sie feinfühliger Kapellmeister, ich muss Sie mal was fragen! Was waren Sie denn früher? Sie müssen doch mal irgendwelchen anständigen Beruf gehabt haben. 's geht doch nich, dass einer zu weiter nischt auf die Welt kommt, wie Königgrätz und Paris mitzumachen und hinterher Tuba zu blasen und Amtsvorstehern kiefig zu kommen."

"Früher war ich herrschaftlicher Kutscher", sagte Steiner mit Stolz.

Friedlieb zog eine Grimasse.

"Herrschaftlicher Kutscher is nischt Reelles! Das is so'n windiger, aufgeblasener Heidiposten. Da wundert mich's nich, dass Sie da so nach und nach — Kappelmeister geworden sind. Und der Lange, Dünne, was war der früher?"

"Ich war Bäcker," antwortete der Angeredete, "und ich heisse Schulze."

Dr. Friedlieb stand erfreut auf.

"Bäcker waren Sie? — Bäcker? Und Schulze heissen Sie? Das is anständig! Beides! Bäcker is was Grossartiges! Das Nützlichste auf der Welt is der Bauer, und die Fortsetzung, die Vollendung, sozusagen das Komplement zum Bauer is der Bäcker. Verstehen Sie das, Schulze? Verstehen Sie aber auch, dass es Sünde und Schande von Ihnen is, mit einem so schönen Namen und so nahrhaftem Handwerk als Landstreicher in der Welt rumzututen?"

"Herr Amtsvorsteher, wir müssen bitten —"

"Halten Sie das Maul, Sie oller Königgrätzer! Jetz red' ich endlich mal! Bäcker! Schulze! Das geht nich länger so! Das muss anders werden mit Ihnen! Sie müssen die Bummelei aufstecken! In die Backstube rein! Arbeiten! Brot schaffen! 'n ehrlicher, sesshafter Kerl sein! Jawohl sesshaft! Da liegt der Hund begraben! Nomadenleben taugt nischt, und die zigeunerische Künstlerei hol' der Deiwel! Nomadenleben is unmoralisch! Sehn Sie, Schulze, Sie haben Glück! Tuten da so in Ihrem Dusel in eine anständige schlesische Gemeinde rein und treffen da 'n Mann, der . . . na ja, der's gut mit Ihn'n meint. Was macht der? Er amüsiert sich nich etwa über Ihre Tanzstückel, a schenkt Ihn'n nich etwa zehn Pfennige, a strickt Ihn'n nich etwa Strümpfe, a erlässt nich etwa 'ne Verordnung über Sie und kriegt dafür 'n Adlerorden vierter, nee — a kriegt Se moralisch am Kragen und steckt Sie in die Backstube. A hat die ganze Zeit, wo Sie hier bei gedeckter Tafel geschlampampt haben nebenan in der ungemütlichen Bude gesessen und sich gesagt, dass er als vernünftiger Mensch und Amtsvorsteher Bettelmusikanten nicht dulden darf! Mein lieber Schulze! Uns fehlt 'n Bäcker. Wir haben sechzehnhundert Seelen im Dorfe, die alle Brot und Semmeln brauchen. Was mein'n Sie, was das für 'n Geschäft wär'! Sie müssen sich bei uns etablieren. Jawohl, Sie müssen sich etablieren. Sie müssen unser Gemeindebäcker werden!"

Schulze lächelte wehmütig.

"Herr Amtsvorsteher, dazu hab' ich keen Geld."

"Ach was, Geld! Geld findet sich schon! Für den Anfang würd' ich Ihn'n was besorgen. Natürlich nur, wenn Sie 'n anständiger, arbeitsamer Kerl sein wollen."

Schulze besann sich ein bisschen, dann sagte er langsam:

"'n anständiger Kerl bin ich! Aber ich kann meine Kollegen nich im Stiche lassen."

"Nee, das kann a nich," fuhr Steiner dazwischen, "da könnte jeder komm'n."

"Quatscht mir nich — quatscht mir nich dieser durchgegangene, umgeschmissene, verunglückte Kutscher wieder dazwischen? Warten Sie doch, Mensch, bis Sie drankommen! Sie sehen doch, dass jetzt ich die Leine in Händen hab'. Bäcker! Schulze! Sie sehen, ich mein's gut! Ich tu meine soziale Fürsorgepflicht, weiter nischt. Ich will nich so'n oller Duselmichel und Phrasenhengst sein, wie se alle sind. Es ist mein Prinzip, dass ich immer, wenn ich irgendwo 'n Karren im Dreck sitzen seh', mich nich hinstelle und dem Karren 'ne schöne Rede halte, nee, dass ich 'n rausschieben helfe. Ich möcht' Ihn'n gerne helfen. Wie wird's Ihn'n denn allen vieren geh'n, wenn jetzt strenger Winter kommt? 's kommt diesmal 'n sehr strenger Winter. Gestern hab' ich einem Mäuseloche nachgegraben. Tief, sehr tief, und das bedeutet immer 'n strengen Winter. Sehn Se, die Mäuse sind schlau, die sehn sich vor. Aber Sie? Sie werden mit zerrissenen Stiefeln im Schnee- und Eiswasser rumpatschen, in einem erbärmlichen dünnen Anzug den ganzen Tag in Wind und Wetter auf der Strasse leben, wandern, immer wandern von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, ungemütliche, geizige Leute finden, kaum was Warmes essen und nachts in einem kalten Stalle schlafen. Das alles hab' ich mir jetzt da drin überlegt. Und wenn ich Sie aus diesem Leben rausreiss', das is doch vernünftig! Oder meinen Sie nich, Sie umgekippter Kapellkutscher?"

Steiner war ob dieser Rede mit einem Male sehr gerührt. Er bekam einen roten Kopf und schlug die Augen nieder.

"Ja, hungern — hungern und frieren werden wir schon — das is schon richtig — und das Reissen hab' ich auch schon wieder."

"Das Reissen hat a! Wird 'n Wunder sein! Bei dem Leben! Komm'n Sie morgen mal zu mir, ich werd' Sie mal untersuchen. Ich bin nämlich von Hauptberuf nich Amtsvorsteher, sondern Arzt."

"O mio dio! Jo sono anche molto malato!"

Dr. Friedlieb starrte den Schwarzgelockten an.

"Was? — Wie? — Wieso? — Was sagen Sie? Sie sind wohl nich von hier?"

"Che ha detto?"

Steiner gewann seine Haltung wieder und nahm eine überlegene Miene an.

"Das is nämlich een Italiener, Herr Doktor! Der spricht italienisch. Und er heisst Signor Maestro Fernando Potello da Milano."

Dr. Friedlieb geriet in einen Zustand der Verblüfftheit. Aber er schüttelte ihn bald ab.

"Italiener? — Echter Italiener? — Nee, ich gloobe, das is Schwindel. Wir haben drinnen in der Stadt 'n Kaufmann, der will 'n Engländer sein. 'How do you do?' kann er sagen und, 'What is the matter?' Der Kerl is nämlich 'n paar Jahre in London und in Hamburg Kommis gewesen. Dort hat a sich so 'n paar Phrasen angelernt, und nu tut a, als ob er keen Wort Deutsch mehr verstünd'! Dabei stammt das Schaf aus Ratibor, aus unserem schlesischen Ratibor, wo der Schnupftabak herkommt. Nee, nee, echte Ausländer sind selten. Wenn's hoch kommt, ist der Schwarze aus Breslau."

"Nee, aus Zwickau in Sachsen is a", verschnappte sich Schulze, der Bäcker, was ihm einen strafenden Blick Steiners, seines Chefs, eintrug, weshalb er gleich verbessernd hinzusetzte: "Aber a hat sehr lange in Italien gearbeit', a is nämlich Bildhauer."

Dr. Friedlieb grunzte vor Vergnügen!

"Aus Zwickau is a! Ach herrjemersch'! A sächsischer Italiener! Hab' mir dich gleich sowas gedacht. Da sitzt nu der Held von Königgrätz! Blamiert! Aber Ihnen, Sie verschwindelter Italiano, Ihn'n werd' ich auch 'ne Stelle besorgen. Drin in der Stadt, 'ne halbe Stunde von hier, is 'n Bildhauer, der sehr hübsche, preiswerte Denkmäler macht. Ich hab' öfter mal in meiner ärztlichen Praxis Gelegenheit, ihn zu empfehlen. Da kann a mir jetzt auch mal 'n Gefallen tun und Sie anstellen."

"A ganz richtiger Pildhauer bin ich Se nämlich eegentlich gar nich", sagte der Italiener verlegen.

"Was? Erst is a keen richt'ger Italiener und jetzt is a ooch nich amal a richt'ger Bildhauer? Das ist frech! Was is er denn da eigentlich?"

"Goofmann, Herr Amtsvorsteher! Goofmann! Ich hab' nämlich immer so mit Kipsfikürchen gehandelt. Und in Italchen bin ich se wirklich gewäst."

Dr. Friedlieb schlug die Hände zusammen.

"Goofmann is der Kerl! Goofmann in Kipsfikürchen! Und wie heissen Sie? Das mit dem Signor Potello, das is doch erst recht Schwindel."

"Nu, uff deitsch heess ich Se eegentlich Bohl. Bohl mit 'n harten B! Ja, so heess ich Se aber werklich!"

"Also Pohl! Und is Kaufmann! Das heisst, eigentlich bloss so 'n Rumträger! So 'n Gips-Nauke! Ja, aber egal, ich werd' Sie unterbringen. Der englische Kaufmann muss Sie nehmen. Der wird der einzige sein, der so verrückt ist, das zu tun! Denn er macht Sensation, und eine Sensation sind Sie, Pohl!"

"O grazie, mille grazie, signore! Sono un Italiano perfetto e sero un buono mercante."

"Quatschen Sie nich, Pohl! Die Sache mit Ihnen ist abgemacht! Nu aber Sie, Steiner! Sie sind 'n Angstkind. Was mach' ich mit Ihnen? Krieg anzetteln und Sie nach Königgrätz schik-

ken, kann ich nich, 'n herrschaftlichen Kutscher brauch ich nich, und nich amal als Schwindelmeier sind Sie zu benutzen. Vorläufig werde ich Sie mal in meiner eigenen Wirtschaft als Faktotum anstellen."

"Herr Amtsvorsteher, ich muss sehr bitten, ich bin kein Faktotum", sagte Steiner beleidigt.

"Nee, aber 'n dummes Luder sind Sie! Mensch, seien Sie doch froh, wenn ich Sie nehme. Sie glauben wohl, das is so leicht? Nee, mein Lieber, da is noch meine Schwester und Mitbesitzerin Jettel, bei der ich Sie erst sozusagen durchsetzen muss, denn die wird nischt davon wissen woll'n. Wird Ihn'n höchstens 'n Paar Strümpfe stricken und 'n Kapitel aus der 'Christlichen Jungfrau' vorlesen. Na, davon würden Sie nich viel haben. Aber ich setze Sie durch. Sie bleiben bis auf weiteres bei mir. Basta!" —

Während der Verhandlungen des Dr. Friedlieb mit den Musikanten hatte Christel Hartmann den Tisch abgeräumt und sich dann zu ihrem Vater und dem alten Gottlieb Peuker gesetzt, die sich ein Lauschplätzchen auf der Bank gesucht hatten, die rund um den grossen Kachelofen lief. Christel Hartmann war ein schlankes Mädchen mit etwas blassem Gesicht. Zwei grosse, tiefleuchtende Augen machten sie schön. Nun lag ein Lächeln um ihren schmalen Mund, als sie Dr. Friedlieb sich so um das Wohl der Musikanten bemühen sah. Ihr Vater stiess sie oft in die Seite. Er amüsierte sich über den Doktor. Und selbst Gottlieb vergass auf das Stündchen Schlaf, das er sich sonst gönnte, ehe er auf die Wache zog, und schmunzelte immerzu.

Dr. Friedlieb rieb sich die Hände.

"Also drei hätten wir untergebracht! Oho, Herr Landrat, man kann's auch so machen! Rumschnauzen, einsperren und dann mal offiziell volksfreundlich sein, das macht das Kraut nicht fett. Aber — aber der vierte! Also, hör'n Sie, junger Mann, jetzt kommen Sie dran. Was sind Sie denn?"

Der junge Waldhornist lächelte melancholisch.

"Ich, Herr Amtsvorsteher? Ich bin ein Pechvogel."

"'n Pechvogel? So! — Ja, das is nich gerade viel, was Sie da sind. Da muss ich mal weiter fragen. Was waren Sie denn früher, eh' Sie 'n Pechvogel wurden?"

"Ich bin schon als Pechvogel auf die Welt gekommen."

"Haben Sie gehört, Hartmann? Als Pechvogel auf die Welt gekommen. Verrückte Kerls, diese Musikanten! Und gerade der Jüngste und der, der am anständigsten aussieht! Das ist ja int'ressant! Also erzählen Sie mal: wieso und warum als Pechvogel auf die Welt gekommen?"

"Herr Amtsvorsteher, das werd' ich wohl doch nicht so vor allen Leuten sagen. Das ist gar keine lustige Sache."

"Lustige Sache? Was heisst lustige Sache? Glauben Sie, ich sei überhaupt für lustige Sachen? Sie denken wohl, ich mach' Ihnen hier 'n Theater vor? Nee, ich nehm' die Sachen sehr ernst. Ueberhaupt Ihre! Also sehn Sie mal, lieber Freund, warum woll'n Sie denn hinterm Berge halten? Wir sind ja unter uns; vor den drei lumpigen Personen auf der Ofenbanke und vor mir brauchen Sie sich doch nicht genieren. Und sonst sind doch bloss Ihre Freunde da."

"Herr Amtsvorsteher, es is da wirklich mit meinen Erlebnissen nicht viel Staat zu machen. Eh' ich hier zur Kapelle kam, hatte ich vom Militär aus vier Jahre Festung."

Dr. Friedlieb drehte sich mit einem Ruck um seine Achse.

"Vier — vier — Jahre sagen Sie? Na erlauben Sie mal, da müssen Sie ja was Schönes ausgefressen haben."

"Ja, ich hab' ein'n Unteroffizier mit 'm Seitengewehr gestochen."

"Mensch! Tot — totgestochen?"

"Nee—tot nich! Er war bald wieder munter."

"Aber Sie sind wohl — Sie sind wohl des Deiwels? Warum machen Sie denn solche Zicken?"

Das Gesicht des Waldhornisten wurde finster.

"Er hatte öffentlich — was — was Unverschämtes über meine Mutter gesagt."

"Ueber die Mutter — ach! So ein — so ein Lump! Na ja, aber Stechen — Stechen is auf alle Fälle gegen's Gesetz. Haben Sie denn die ganzen vier Jahre absitzen müssen, Sie armer Kerl?"

"Nein, das letzte ist mir geschenkt worden!"

"So! — Aber doch drei Jahre! Drei lange Jahre! Und dann direktement zu den Bettelmusikanten? Was waren Sie denn, ehe Sie zum Militär gingen?"

"Landwirt. Aber meine Leute wollten nichts mehr von mir wissen, als ich von der Festung kam."

"Da hatten also Ihre Eltern 'ne Bauernwirtschaft?"

Ein schwerer Schatten legte sich über das Gesicht des jungen Mannes. Er kämpfte offensichtlich, ob er weitere Auskunft geben sollte. Dann raffte er sich auf.

"Ich hab' gar keine Eltern! Ich war bloss ein angenommenes Kind. Ein Findling! Aus Gnade und Barmherzigkeit angenommen und bei der ersten Gelegenheit wieder rausgeworfen."

"Kannten Sie denn Ihre richtigen Eltern nicht?"

"Nein! Von meinem Vater weiss ich nichts. Meine Mutter is gestorben — als ich — als ich auf die Welt kam. Bei einem — einem Weizenfelde haben Bauernsleute — die Mutter tot gefunden — und mich — den Neugeborenen — auch gerade — gerade am Absterben."

Totenstill war's in der Wirtsstube. Nur der Nachtwind klopfte leise ans Fenster, und die Lampe flackerte einmal auf. Träg ging die Uhr.

Dr. Friedlieb schluckte ein paarmal und wurde feuerrot.

"Ja — sehn Sie — wenn ich sowas — sowas geahnt hätte, da hätte ich Sie nich gefragt. Wahrhaftig nich! Seien Sie nich böse auf mich!"

Vom Ofen her klang schweres Atmen.
Der Waldhornist hob den Kopf.
"Ach, Herr Amtsvorsteher, ich seh' schon, dass Sie ein guter Herr sind, sonst hätt' ich's ja nicht erzählt. Und dann — ich hab' mir von meiner Kindheit an viel anhören müssen, da wird einem das bissel Ehrgefühl abgehärtet. Bloss damals, als es der Unteroffizier so roh ins Bierlokal reinbrüllte, da hab' ich mich vergessen."
Dr. Friedlieb reichte dem Waldhornisten die Hand.
"Sie! — Ich bin 'n preussischer Beamter, aber den — den hätt' ich auch — na ja, ich will Sie nich aufhetzen. Aber dass Sie mir's erzählt haben, dass Sie Vertrauen zu mir hatten, das soll Sie nich reuen. Donnerwetter, müsste unsereiner 'n Mistfink sein, wenn man sich da nich drum kümmerte. Wenn man so 'ne Sache nich wieder einzurenken versuchte. Der Deiwel hol' alle woll'nen Strümpfe!"
Ganz mild und freundlich wandte er sich wieder an den jungen Musikanten.
"Also Landwirt? Verstehen Sie die Bauernwirtschaft ordentlich?"
"O ja! Ich bin ja dabei aufgewachsen."
"So! Na sehn Sie, das is 'n Lichtblick! Landwirt is das Beste, was Sie sein können. Is was ganz anderes wie Kutscher oder Gipszigeuner, is noch mehr als Bäcker. Ich freu' mich, lieber Mann, ich freu' mich, dass Sie Landwirt sind. Ja, Hartmann, da kommt mir'n guter Gedanke. Ihr Berthold wird doch jetzt zu 'n Achtunddreissigern eingezogen. Sehn Sie mal an, da hätten Sie an dem jungen Manne gleich 'n feinen Ersatzmann für Ihre Wirtschaft."
Hartmanns Gesicht verfinsterte sich.
"Wie — Wieso? — Ersatzmann? — Ich? — Nee, das geht nich! Na, sehn Sie mal, Herr Doktor, nehmen Sie mir das nich übel, aber erstens, der — der dort, der is doch ganz raus aus der Arbeit — und dann vier Jahre — und dann hauptsächlich, im Winter brauch' ich niemanden —"
"Der Herr Doktor hat ganz recht!" sagte nun Christel Hartmann eifrig, "wenn der Berthold fort ist, brauchen wir jemanden; der Gottlieb is schon alt —"
"Nu, das möcht' ich meenen, dass ich alt bin und dass wir jemanden brauchen", sagte Gottlieb Peuker. "Alleine mach' ich's nich mehr." Er atmete schwer.
"Aber 's geht nich", wehrte sich Hartmann. "Und dann, was würde auch meine Frau —"
"Herr Doktor, bemüh'n Sie sich nur nicht meinetwegen", sagte der Waldhornist dazwischen. "Der Herr Gastwirt braucht mich nicht, und wenn man nicht gern genommen wird, ist's besser —"
"Aber, verehrter Herr Doktor, Sie werden einsehen —"
"Ich nies' auf Ihre Verehrung, Hartmann! Da hätt' ich Sie höher eintaxiert. 'Meine Frau' — natürlich, wer sich vor der Frau fürchtet! — Aber Sie, junger Freund, lassen Sie nich 'n Kopf hängen. Ich bring' Sie schon unter. Sie bring' ich ganz bestimmt unter. Sie zuerst! 's gibt 'ne ganze Menge anständige und gefällige Leute hier in der Gemeinde. Jawohl, Hartmann, immer husten Sie! Meinetwegen könn'n Sie 'n Keuchhusten kriegen. 's wird auch ohne Sie gehen. Morgen sprechen wir über Ihre Sache, junger Mann. Wie heissen Sie denn?"
"Winter, das heisst, eigentlich heiss' ich Hellmich — Robert Hellmich."
"Hell — — Hellmich?"
Hartmann, der Gastwirt, war rasch herangetreten und starrte dem Musikanten ins Gesicht. Dabei verfärbte er sich, fing leise an zu zittern und wich schrittweise zurück. Er bot das Bild jähen Schreckens.
"Hellmich!" wiederholte er.
Es sahen ihn alle verwundert an. Da trat Gottlieb, der alte Knecht zu ihm. Der versuchte zu lachen.
"Was sull er nich Hellmich heissen? Es gibt tausend Hellmiche. Aber ich hab' dir was vergessen zu sagen, Hartmann, das fällt mir jetzt eben ein. Unser Schimmel scheint nämlich wieder die Kolik zu kriegen. Wir möchten bald mal nach dem Pferde sehen. Ja, es is nötig!"
Hartmann fasste sich gewaltsam.
"Der Schimmel — ah! Ja, natürlich, warum sollten Sie nich Hellmich heissen? Ich bin ja ganz konfuse, weil mir der Herr Doktor — der Herr Doktor das so übel nimmt. Na, Gottlieb, gehn wir zum Schimmel! Gehn wir! Natürlich — natürlich, es gibt viel Hellmiche."
Und er ging mit dem Knechte hinaus.
"Was hatte das zu bedeuten?" sagte Dr. Friedlieb verwundert. Die anderen zuckten die Achseln. Nur Christels sonst so bleiches Gesicht war blutrot.

## DRITTES KAPITEL

Eine schwermütige Nacht. Mit leisem Pfeifen zog der Herbstwind die dunkle, tote Dorfstrasse hinunter. Hier und da nur, ganz vereinzelt, einmal ein erleuchtetes Fenster wie ein glühendes Auge. Ueber den schwarzen Teich lief kalter Wellenschauer. Dichte Wolken bedeckten den Himmel. Dort, wo der Mond hinter dem Gewölk stand, war lichter Schein. Er hob sich unheimlich vom schwarzen Firmamente ab, als ob von Himmelsferne her in Licht und Schrecken ein Richter käme.
Oede, lautlos das ganze Dorf. Nur der Bach brauste, und ein paar Hunde bellten aufgeregt, als ob irgendwo ein Dieb schliche, irgendwo eine Gefahr einzöge in Dorf und Haus.
Die Tür zum Gasthaus öffnete sich und schloss sich bald darauf. Zwei Männer waren herausgetreten — Gottlieb und Hartmann.
Sie blieben einen Augenblick wortlos stehen. Aber der Atem ging beiden schwer. Dann suchten die Augen des alten Knechtes die des Wirtes. In der Finsternis bohrten sich die Blicke ineinander.

"Hast 'n erkannt?"

"Gottlieb!"

"Schrei nich! Komm in a Pferdestall!"

Sie gingen das Haus entlang und traten durch eine niedere Tür in den Stall. Die Pferde standen schläferig an den Krippen; dunstige Wärme erfüllte den Raum. Gottlieb zündete die grosse Stallaterne an, die an der Wand hing. Scheu wandte er sich nach dem Wirt um.

"Du weesst, dass er's is?"

Keuchend antwortete der Wirt:

"Ich kenn' ihn doch nich! — Ich weess doch nicht! Man kann sich doch irr'n!"

"A is es! Der Hellmich Marthas Sohn! A is, wie se leibte und lebte!"

"Gottlieb! Was soll denn da werden? Was will a denn? Was soll ich denn da machen?"

Der Wirt schlug eine Hand über die Augen.

Das Gesicht des alten Knechtes wurde hart und höhnisch.

"Machen? Du? — Nu, loofen lassen! Loofen lassen, Hartmann! Das haste ja mit seiner Mutter ooch so gemacht."

"Willste mir Vorwürfe machen, jetzt, wo mir ohnehin so erbärmlich zumute is?"

"Vorwürfe? Ach nee! Du hust's ja recht schlau gemacht dazumal. Denn wenn ooch die Martha deine Liebste war, a sehr schmuckes, braves Mädel, hübsch und unschuldig und unerfahr'n mit ihren achtzehn Jahr'n, gerade so recht geschaffen zum Verführ'n, sie war nu eenmal 'ne arme Magd, und 'ne Magd kunnte sich doch der reiche Gastwirtsuhn nich heiraten. Die kunnt' a eben, wie gesagt, bluss um a guten Namen bring'n und dann — loofen lassen."

"Gottlieb, mach' mich nich verrückt! Es liess sich doch nich ändern. Mir hat's genug leid getan."

"Ach, leid getan? Ja ja, ich gloob's schun, is alles, was sein kann. Leid getan! Die schmucke Martha war dir freilich lieber als die hässliche, dürre Müller-Anna. Leid getan! Aber die Müller-Anna hatte halt Geld. Na, und sie sagte: Eh' nich die Martha aus 'm Hause is, kumm ich nich als Frau in die Schenke. Siehste, und da haste halt der Martha gekündigt. Was will su a Mädel machen, wenn ihr gekündigt wird? Sie muss gehn. Gehn, ooch, wenn's so um se steht. Na, und se is gegangen, se hat keen Skandal gemacht, se hat keen Geld von dir verlangt — se is gegangen."

Der Gastwirt liess diese Anklagen in stummer Qual über sich ergehen.

"Aber ich! — Aber ich!"

Der alte Knecht setzte sich langsam auf einen Stallschemel. Wie mit sich selbst sprach er:

"Ich — ich bin ihr gutt gewest — ich hätt' se — hätt' se wie mein'n Augapfel gehalten — ich hätt' se ernährt mit mein'n zehn Fingern, so gutt ich kunnte — Tag und Nacht hätt' ich arbeiten woll'n, mir die Hände zerschinden für sie —"

Er brach in stossweises Schluchzen aus.

Erst nach einer Weile konnte er weitersprechen

"Sie war — sie war dir zu gutt! Dir, der's nich verdiente! Noch als sie ging, hab' ich se gebeten. Ich hätt' mir nischt aus a Leuten gemacht, ich hätt' auch das Kindel mit grossgezogen. Suviel su a Kindel braucht, verdient sich am Ende ooch a armer Knecht noch. Aber se wullte nich — se hing an dir — und du jagtest se fort."

Wieder eine Pause. Dann fuhr Gottlieb fort:

"'n Monat lang hatt' ich 'n Groll auf sie. Dann hielt ich's nich länger aus, ich ging ihr nach. Nach Liegnitz hatt' sie gewollt. Sich dort vermieten. Ich bin rüber nach Liegnitz. Ich hab' nach ihr gefragt, bei a Fleischern, Bäckern, bei a Koofleuten, in a Bäudeleien. 's wusste keen Mensch was von der Martha. Da bin ich wieder heem. Viel hundertmal bin ich bei a alten Hellmichleuten gewest und hab' gefragt, ob se nischht wüssten von ihrer Tochter. Sie flennten immer und wussten nischt. Und heute krieg' ich die erste Nachricht nach sechsundzwanzig Jahren! Gestorben, umgekommen in ihrer schweren Stunde — ohne Hilfe — auf freiem Felde!"

"Mir — mir wird schlecht!" sagte der Gastwirt und ging hinaus. Es dauerte lange, ehe er wieder hereinkam. Heiser sagte er:

"Das is nu alles vorbei! Das lässt sich nich mehr ändern. Aber was sull ich jetzt machen?"

Gottlieb Peuker sah ihn scharf an. Mit einer Stimme, die vor Aufregung bebte, sagte er:

"Ich dächte, das wär' klar! Dabehalten musst 'n! Denn a is ebensu dein Kind wie der Berthold oder die Christel. Ebensu dein Kind!"

"Dabehalten — dabehalten kann ich 'n nich! Was würd' die Anna sagen?"

"Die Anna? — — Du — du — du Memme du! Gelt, wenn die arme Magd dran glauben muss, wenn se elendiglicher umkommt wie a Stickel Vieh, das tut nischt — aber die Froo — die Froo — das wär' ja schrecklich, wenn die sich amal a bissel ärgerte oder uffregte."

"Red' nich so! Ich kann doch nich — ich in meiner Stellung hier im Dorfe — a hat vier Jahre Festung gehabt — a kummt mit Stromern und Bettelvolk an —"

"Und wer is denn schuld?" schrie Gottlieb. "Hast du's nich auf 'm Gewissen? Die vier Jahre Festung, und dass a mit a Musikanten zieht und alles? Hartmann, wenn du diesmal wieder niederträchtig bist, da stell' ich mich uff die Strasse und schrei's allen Leuten ins Gesichte, was du für a Ehrenmann bist."

"Das tuste nich, wo du dein ganzes Leben lang in meinem Hause gewesen bist."

"Das tu' ich, so wahr ich vor dir steh! Ich bin in deinem Hause mein Leben lang gewest — stimmt! Aber ich hab' mir ooch mei Leben lang mei Brot ehrlich und sauer verdient. Und 'ne neue Schufterei geb' ich nich zu."

(Fortsetzung folgt)

## THE CHRISTIAN HOME MODEL

The home of Jesus, Mary and Joseph, at Nazareth, is the model for all Christians. Though the Son of God, Jesus did not hesitate as a child to manifest filial obedience and reverence to His mother and His foster-father, Joseph. The Scriptures reveal this in the one brief sentence: "He was subject to them." (Luke 2:51). Thus did the Divine Master set an example for youth everywhere. On their part, Mary and Joseph displayed the deepest love and solicitude for their Divine Son.

To all parents there is entrusted a mission hardly less honorable than that assigned Joseph and Mary. It is the sublime mission of fashioning youthful minds and hearts according to the divine model. Parents become for the moment co-sharers with Almighty God in the sublime work of creation, in bringing into existence a human being. Their off-spring have been made unto the image of God. They have been redeemed by the precious Blood of Jesus Christ and are destined for an eternity of happiness with God in heaven. Parents have a divinely appointed task of guiding their groping footsteps safely along the paths of virtue and nobility of life. Whether they will be angels of light and lead their offspring to the life eternal, or be messengers of darkness who lead them away from God, is for parents to decide. Upon their decision hinge consequences that reach into eternity.

# MARIENBOTE

CATHOLIC FAMILY MONTHLY JOURNAL

Vol. XII — FEBRUARY, 1944 — No. 5.

# CONTENTS



The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922—24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $1.00 a year.

## THE POWERS THAT BE

Today, as nations rise and fall, we are so inclined to think that men are the ones who shape the course of the world's history. We forget so easily that we are beings whose actions can be and usually are influenced by other more powerful forces. Ultimately there are two such forces by which all men and nations are influenced. The one is a mysterious, powerful, ever-active force which drives man to better himself, to attempt a better living, to achieve greater things, and to follow spiritual ideals. The other force, though not so powerful, yet mysterious and active, is nevertheless striving to make the first leave the path which it has mapped out for itself. The first is called "the Providence of God" and the second is called "Satan," the arch-enemy of God.

Though our knowledge of the existence of these forces is certain, yet there is but little that we poor mortals can affirm positively about them. Even the wisest and holiest men frankly admit that the ways and means of Providence are shrouded in mystery and that our knowledge of them is very limited. But that which we do know, can be very concisely said: God's ways are not our ways and God's thought is not our thought, yet to those who love God and seek Him, all things work out for the best.

# The Divine Origin of the Home

By Rev. John A. O'Brien, Ph. D., LL.D.

### God Planned it So

The home is not of man's fabrication. It is of divine origin, a temple not built by hands. For in creating man, male and female, Almighty God placed in the bosom of each a craving for the other which prompts them to unite with each other in the lifelong union of the family and in the establishment of the home.

In this sense the home may be said to have God for its ultimate Author. It is part of His divine plan. He has instilled in man the hunger of sex, and has written His plan on the fleshy tablets of the human heart. Thus He has made the heart His ally, prompting it to press constantly for the fulfillment of the divine plan in the institution of the home.

The divine scheme is disclosed with simple beauty in Genesis. Almighty God has created man to givè to him dominion over all living things. In spite of his vast riches, however, there is a loneliness gnawing at his heart. For in all paradise he finds no one like himself, no companion to whom he can unbosom his thoughts, no consort to whom he can give the love for which his heart was made.

Looking down upon the scene, Almighty God uttered the law that was to hold for Adam and for all his progeny: "It is not good for man to be alone; let us make him a help like unto himself" (Gen. 2:18). In the face of Eve, Adam beholds a new beauty and a loveliness which nothing in all the vast pageantry of nature can duplicate or rival. The emptiness in his heart vanishes. In its place he feels a new and strange emotion within him. Life takes on a new meaning, a fresh significance.

Moved by a divine impulse, he plights his deathless troth to Eve.. There under the white canopied stole of the virginal sky, in the morning of life, in the presence of the priesthood of nature, Adam seals his vow with the first kiss of love. With prophetic vision into the unwritten future, he proclaims the law for all his progeny: "Wherefore a man shall leave father and mother, and shall cleave to his wife; and they shall be two in one flesh" (Gen. 2:24). It is the great mystery of human love which makes two hearts beat as one. It is a sacred flame, for it is kindled by a spark from the eternal and uncreated love of God.

### Created for Each Other

God created a helpmate to be a companion for man, a promoter of his happiness and a protector of his virtue. Fashioned by the Almighty hand as the complement to man's incomplete nature, woman has been endowed by God with that divine forgetfulness of self that finds its happiness in ministering to the happiness of man. She increases the joy of victory and softens the sting of defeat. She is his inspiration in success and his comfortess in the dark hours of adversity. From the time that Eve came to dispel the void and loneliness in the heart of Adam, to the time that Mary stood weeping at the foot of the cross—when the apostles themselves had fled—down to the present hour when womanhood embodies in richer measure the virtues of chastity and unselfishness, woman has been the crowning glory of God's creative power.

Out of the union of these diverse natures—man with his aggressive strength—woman with her tender sympathy—is born in the sacrament of matrimony the Christian home. It is the cornerstone of human society, a sanctuary of conjugal fidelity before whose tabernacle there burns the vigil light of a deathless love. How carefully the Church rears about the sanctuary its loftiest fortifications and guards it against the invasion of a profane intruder! How the happiest and the holiest of our memories cluster about the fireside of the home!

The hunger of sex, not less than the hunger for food, is then of divine origin. The hunger for food is designed to secure the conservation of the individual; the hunger of sex, that of the race. Both are natural, wholesome and inescapable. Since they have been implanted by God, they are sacred as well. We do not laugh at a man's hunger for food. We look upon it with understanding, sympathy and respect. With equal in-

---

**This article is an extract from "God in the Home", a pamphlet by Rev. John A. O'Brien, which is published and obtainable from the Paulist Press, 401 West 59th St., New York City, at 10c a copy.**

sight and reverence should we regard the hunger of sex.

It is indeed unfortunate that sex has been torn from its proper setting in the life of the family—as part of God's own plan for the conservation of the race and its happiness as well—and has been made the subject of levity and often of obscenity. The corrective for such unseemly distortions will be found in the simple realization that this is the means established by an all-wise God to bind husband and wife together in the creative union of marriage.

### Dignity of Parenthood

Husband and wife are thus raised to the high dignity of participating with the Blessed Trinity in the august mission of bringing into existence a human being. For an omnipotent God operates only through the ambassadorship of human parents into whose blended flesh and blood He breathes an immortal soul, constituting it a distinct personality precious beyond all price.

In the procreative act of matrimony, raised to the dignity of a sacrament, husband and wife are elevated to the high nobility of fatherhood and motherhood. They share in a measure the dignity of the royal priesthood. For in the mystery and the miracle of procreation they are God's appointed ambassadors in bringing into existence out of the yawning abyss of emptiness a human being made in the image and the likeness of God.

Thus do they approximate in dignity that other consecrated ambassador who brings Christ down upon the altar in the sublime mystery of the Mass. Thus may parents be said to be priests of the Most High, ambassadors of the Triune God, in the divinely appointed mission of conserving the existence of the race. Hence sex should be regarded with a respect due one of the noblest of all the creations of God, and with a reverence approaching that accorded the sublime sacrament of the Holy Eucharist.

It is therefore evident that an all-wise God through the creation of man, male and female, has laid the groundwork of the family and has made the conservation of the race dependent upon the cooperation of husband and wife in the divinely appointed mission of procreation. "Increase and multiply" is a law which God not only sounded in the ears of our first parents but which He also twined, deep and ineradicable in the instincts of their nature.

Man may forget laws sounded in his ears or written upon statute books. But he can never forget a law written in the neurones, tendons and fibres of his being.

God is thus the Author of the family and the Architect of the Christian home. In the blueprints of the divine Archiect, the home is designed as the bedrock of society, the cornerstone of the state, the bulwark of Christian civilization, and the temple of God.

## THE SCRAMBLED EGG

Father Tom Burke, the celebrated Irish Dominican pulpit orator, was noted for his dramatic powers and for his quick, keen wit. So famous was he seventy years ago that any good story of clever repartee was invariably attributed to him. He is credited with having been in a public dining-room when a garrulous young man proclaimed to the other diners that he did not believe in God.

Father Burke assumed an interested, innocent pose. Then he took an egg in his hand and asked somewhat naively: "Will you, with your superior wisdom, tell us where an egg comes from?"

"From a hen, of course."

"And where did the hen come from?"

"From an egg, of course."

"Which existed first, the egg or the hen?"

"Well — I suppose — Really, I don't know," stammered the garrulous one, seeing that he was caught in a vicious circle.

"So you have either a hen that didn't come from an egg, or an egg that didn't come from a hen. Of course, either the egg or the hen, like the universe, is the result of an intelligent cause—God. Mere chance can't account for your egg or your hen. Young man, use the conscience God gave you and the brain you received from Him, and don't be a scrambled egg in public."

## GO TO MARY

"You who have lost grace and hope, go to Mary; she is the Refuge of Sinners.

"You who are suffering, complain to Mary; she is the Comfortress of the Afflicted.

"You who are in poverty, call to your aid Mary, Mother of the Poor.

"You who are sick, cry to Mary, Health of the Sick.

"There is not a single example of a soul having sanctified itself who had not for Mary sentiments of love and tenderness."

## SUFFERING

The Cross stands as the symbol not of pain only, but of struggle. It is the Standard that calls upon us to fight. And He said to all: "If any one will come after Me, let him deny himself and take up his cross and follow Me." There is no alternative. There must be patience and self-restraint, submission to the Providence of God, and war with our rebellious passions. Faithfulness to God is not hard when all goes well with us. But to say: "Thy Will be done" when hard times pinch us, or a crushing blow has fallen, this is the fidelity of His true servants. It is not enough to be Catholics — we must be practical Catholics, ready to live up to our faith and to suffer for it. This means the having oneself in hand, the continual making of little sacrifices, which is the daily cross-bearing of the poor.



# When a Man Marries!

By CARL WESTBROOK

I was dunking doughnuts down at the Greek's when in comes Matt Fisher. You could tell right away something was up. He looked like he'd met the enemy and got licked. His face was as long as a horse's neck.

He climbs the stool next to me and says, "Carl, don't ever marry."

I grunt, indifferent. "What she want now?"

"Insurance," he groans. "She's hounding me to take out life insurance."

"Insurance!" I chortle there. I hadn't made a commission in three days. I bang down a specimen policy and spout number seventeen of Sales Talks to Hesitant-Chaps-with-Right-Thinking-Wives: "Matt, you owe it to—"

He cuts me off. "Carl, lemme ask: is it straight that if the beneficiary bumps her husband she doesn't collect?"

"Huh?" My mouth pops open: the doughnut hops out and I'm so flabbergasted I don't even pick it up and brush it off like I'd otherwise have done, being short on lunch money. "Matt!" I cry. "D'you mean to tell me—"

He cuts in. "Answer the question."

"Criminy, Matt, married three weeks—"

"Answer the question."

"But Matt, Catholic women don't go in for murder."

"Ever hear of Lucrezia Borgia? Answer the question."

"But Matt—"

"Answer the question."

"Well, then, no. If she bumps you, she doesn't collect."

He nods lugubriously. "Thought so," says he, looking about as cheerful as green scum on a wet tombstone. "Drop around tonight and let Clara know, will you? Work in the information casual-like so she won't suspect I'm on to her. Come early. Stay for dinner."

I say "Okay," figuring Matt's suffering from a mixture of pipe dream and pip, persecution complex and mopes. "I'll be there."

"Thanks, Carl. I knew you would. You're a good scout. And say, Carl, lay off the pie."

"Pie? This doughnut?"

"I mean," says he, "the pie Clara dishes out tonight."

I give him a look. "Do I bring my own bread? How about meat and potatoes? Or fish, being Friday?"

"I ain't kidding," he retorts. "That pie's poison."

"Huh?" I darn near choke. I cough up my last half doughnut and, as luck would have it, the thing rolls over the counter onto the floor where it gets messed up with sawdust and shows total loss. As for the doughnut I'd lost before, that's been stepped on by now. I glare at Matt. "Listen, idiot—"

"Listen yourself," he barks. "You know that knot hole under the sink we puttied up, time you helped me wallpaper?"

"Mouse poke through? Told you we hadn't enough putty."

"Last Monday, that's where I shoved the poison."

"The what?"

"The pie, the pie she baked. Crammed the whole thing down with a spoon while Clara was answering the phone. Said I ate it." He blinks couple of times, solemn as an owl. "The mouse," says he, "hasn't shown up since."

"Aw—" I begin.

"Listen! Tuesday, I slung the next pie clean into the middle of the street. A dog came along and sniffed—just sniffed. Wise! He wouldn't touch it. He walked away."

"Maybe he doesn't like pie."

"Yeah? Well, Jones's kid does. I didn't get a chance to ditch the pie Wednesday so I put up a stall I wanted to take it to work next day for lunch. I pack it off, all nice wrapped up, and chuck it in the can down by the post box. Jones's kid must have spotted me, 'cause, hopping the bus, I noticed him fussing round. Last night, when I got home—know what? The kid's been taken to the hospital!"

Well, that gets a rise out of me. I think maybe there is something screwy going on. "Poisoned?" I sort of yelp.

"Appendicitis," says he. "They didn't test for poison," he explains, "on account of him having appendicitis too; but had they looked, they'd have found it—lead arsenate."

"Huh." I subside to normal. "How d'you know it was?"

"Tastes like it. Besides, Monday, when Clara poisoned the first pie, I found the package I got

for spraying roses toppled over on the garage shelf."

"Umph."

"Oh, I know," says he, "it might have fallen over accidentally. Taken in itself it might be just coincidence. But, here, you've got to consider that I've got a taster that can taste."

I mull it over. I can't yet quite see Clara a murderess, knowing her since we were kids. Darned nice girl, Clara; what you'd call sensible: no highfalutin' notions at all. Instead of letting Matt blow in dough on a honeymoon, she talked him into buying a four room affair (second hand forty-seven tenants ago), and judging from the way she pitched in and worked you'd never put her down as intending to do Matt in. I know, because I donated five afternoons and evenings helping paint and wallpaper. That girl worked, what I mean. At the same time, though, I have to admit that such conduct, serving to throw off suspicion, is exactly what one might expect from a dame with a yearning for poisoning husbands.

"Y'see," says Matt, "way I figure, I'm to be fed small doses, gradually increased. Then, when the habit's on me, the stuff stops. See?"

I nod. There's been insurance cases like that, and the companies have never been able to beat 'em. Trouble is, arsenic's habit-forming; once got, you can't get rid of it; trying finishes you. The autopsy shows arsenic; the medical testimony asserts death due to sudden discontinuance of its use; the jury concludes deceased died attempting a cure. That takes it out of suicide clauses. It's accidental. The judge says, "Fork over." The company pays.

Matt might have the right idea, at that.

One sure shot is, anybody who's ever monkeyed with garden sprays recognizes the taste of 'em. It's mighty negligible, that taste, and the average chap, not knowing, passes it up as unimportant; but nevertheless it's detectable to all gardeners, amateur or professional. When Matt says those pies taste like poison I believe him. Besides, in addition to the fact that one can't deny Matt's got a shelf full of the stuff out in the garage, there's the circumstance that Clara herself does not eat pie, being afraid of getting fat.

That last might not blacken affairs to the color of soot, of course; but it's a cinch it doesn't splash any whitewash around.

Anyway, I'm not so sure I want to go eat at Matt's.

However, he assures me the rest of the grub's harmless; so after a squint at my messed-up half doughnut and another at the squashed one under my stool, I think maybe I'd better take a chance, seeing a fellow's got to eat.

The scheme is, naturally, to have sundry hints and innuendoes scare the homicide out of Clara. "That's better than divorce," Matt argues. "If I chucked Clara I couldn't marry again. You've got to train 'em all, anyway. Besides, if we shoo the girl back onto the straight and narrow, it ought to be worth a couple years off in Purgatory."

"More than that," I opine. "Saving souls is very noble work. We'd deserve a ten, twenty year rebate."

So, packing along a bottle of antidote, just in case, I show up that evening, arriving same time as Matt.

Clara opens the door. "Come in," says she. "Pick up your feet—think I got that rug nailed down? What did you have to come tonight for?"

"Well—" I begin.

"Oh, never mind. It only means three oysters apiece instead of four. You see, Father Raymond's coming to bless the house. I wanted it done when Matt could be here. Father'll stay to dinner."

"Gosh, maybe I'd better drop back tomorrow."

"Nix. I had too hard a job talking insurance into Matt to risk a change of mind. He's decided, hasn't he? You stick around, then. But gee," she frowns, "three oysters sounds skimpy."

"Shucks," say I. "Skip me."

"No. That won't work. Unless we all have the same, Father'll guess something's funny and he won't eat his at all."

"How about me chasing down for another half dozen?"

"You know darn well," says Clara, "the store's closed."

"Well, a can of beans then," I amend. "I can afford a can of beans. They'll help out and the corner store's open."

"Beans don't go with oysters. Anyhow, I've enough other things. It's just that I dislike appearing stingy with the oysters. Tell you what," she gurgles, getting an inspiration, "when I ask if you want more oysters, you say No. And Matt"—she looks around for Matt—"Now, where did Matt go?"

"Back porch, brushing his coat."

"Matt!" she calls. "Hear that?"

"Eh?" says Matt, sticking in his head.

"When I ask if you want more oysters, say No. Got it?"

"Got it," says Matt.

"Well," says Clara, "that'll fix it. If everybody says No, Father won't say Yes; and my three oysters apiece won't look so cheap."

Father comes just then and the blessing of the house is immediately got at.

In walking through the old-fashioned pantry into the kitchen, I notice Father brushes against a towel hanging on the door and gets a smear of flour or something on his sleeve. I don't mention it at the time because I can't interrupt; besides, I see a pie on the window ledge. There's a bit of crust overlapping. Making sure I still have my bottle of antidote, I break off a piece and nibble. All I can tell is that it tastes funny—not funny in the way lots of newly wedded wives' pies taste, but really worse.

(Continued on page 36)

# Principles for Peace » »

"The heart of the Papal Plan, the "sine qua non" for its success, is a spirit of Christian co-operation; no plan for peace, no matter how wise or sublime, can ever pass into the realm of reality unless nations are willing to co-operate with nations, groups with other groups, men with their fellowmen." (From the Introduction to Principles for Peace.)

## THE BASIS FOR PEACE IN THE NATURAL LAW AND IN RELIGION

### PART II

It is important at the start to realize that when we speak of peace at this time we are really speaking of it in two senses. There is the peace which will mean the end of this war, and there is the permanent state of tranquillity among the nations which will preclude war in the future. The present Holy Father, Pope Pius XII, has spoken about peace in both of these two senses.

On many occasions, both before and after the outbreak of the war, His Holiness has spoken about peace in the first sense. He has done this in a highly realistic manner. He has never demanded mere peace, any kind of peace, peace for itself, but he has always asked for a just peace, the kind of peace where the rights of all peoples will be restored and respected.

In his Christmas broadcast of December, 1941, he went even further. He told us: "The destruction brought about by the present war is on so vast a scale that it is imperative that there be not added to it the further ruin of a frustrated and illusory peace." Such a peace would be one which merely goes back to the state we were in before the war began. It would be one in which most of the nations simply lay prostrate before a ruthless conqueror. It would be one in which vengeance, not justice, followed victory.

Each one of these kinds of peace would be "frustrated and illusory." Each one of them would be merely the prelude to other and fiercer wars. None of them, therefore, could really be called peace. They would be merely the temporary cessation of war. The Pope wants none of these kinds of "peace."

We must, therefore, go on to a consideration of the other kind of peace, which is a permanent state of tranquillity, making wars, as far as possible, avoided by doing justice to all nations concerned.

The late Holy Father, Pope Pius XI (who so clearly saw the war coming upon us), spoke of such a peace as an "atmosphere", a state of mind among the peoples in which the very seeds of conflict are dispersed and killed, and in which in their place there grows a mutual spirit of active co-operation for the common good. He then went on, in words which contain the whole theme of this article:

"But this longed-for atmosphere of lasting peace will not be created by peace treaties, nor by solemn pacts, nor by international conventions and conferences, nor by the noble and sincere efforts of statesmen, unless beforehand the sacred rights of the natural and divine law are recognized. . . . This is the main sinew on which depends the strength both of the political and economic life of the nations; this is the most assured of all values, and so long as it stays steady, the others cannot waver, for they will be guaranteed by the most unshakable authority, the unchanging and eternal law of God." (Caritate Christi).

In this sense, peace is not a mere negative thing —the absence of war. It is dynamic, not static. It is not the arid desert of abject human being crushed under superior power. It is the positive co-operation of all men in all nations for the mutual benefit of themselves and of each other. It is also collective, not individualist. It does not mean a narrow nationalism seeking its own advantage at the expense of others under a false notion of sovereignty. It means a society of nations, as called for by Pope Benedict XV during the last war, in which all the forces and resources of all the peoples are brought to bear upon the welfare of mankind.

It is this kind of peace which is demanded by the natural law. It is, as Pope Pius XI said, "the order established by nature, and consequently by the Author of nature." (Caritate Christi). This natural order is based essentially on the fact that man is a social being, that he cannot achieve the perfection of his personality except with the co-operation of others and by co-operating with others.

This means that there is among men what we call the common good. It is the good which is common to all, to which all have a right, and which is the common aim of all. Now it is a

profound social truth that a common good cannot be achieved except by joint action. Each individual by himself will seek his own particular good. Only by all working together will men find the common good. Joint action, then, means organization, a dynamic willing to achieve the common good by a common effort.

This is why we have what we call the state. For the state is a community of human beings following the law of their nature by willing the good of all the citizens. Hence the civic and political order among men is the law of nature and nature's God.

There should be, and there is not, such an order among nations. For there is a common good of the nations as well as of individual men. It follows, then, that there should be a joint action among the nations, for only by it can their common good be achieved. When we have this order within the nations we call it social peace. When we have it among the nations we call it international peace. Civic order is broken by selfishness. International order is broken by nationalism, when that nationalism is nothing but the selfishness of peoples. Civic disorder is lawlessness. International disorder is war.

Now, ordinarily among men the mere knowledge of the natural law is not enough for them to preserve the civic order. The moral law has its fundamental basis in religion. When men are irreligious they do not respect each other's rights. Only by belief in God and in His law can we preserve the fundamental decency of human nature.

The same is true of the nations. Yet it is a sad truth that even nations within themselves observe the law of God, when they act as nations, see no obligation to that law, and hence see no obligation to other men in other nations. National frontiers maintained merely by force and jealousy create international lawlessness. When we bring the law of God to those frontiers, and make the love of God the basis of fraternal co-operation among nations, then we shall have brought a real peace among men.

## PART III

All of our Catholic lay organizations have devoted themselves, of course, to furthering, each in its own way, the war effort of our country. In doing so they are working ultimately for peace, and for a just peace as the end of the war. For we are all convinced that anything but victory for the Allied Nations would be a "frustrated and illusory peace."

It is not enough, however, for us to think of and work for peace merely so as to end the war. As has been shown in the second part of this article, the natural law and the law of God bid us to prepare for a real peace, which shall be the fraternal co-operation of all nations for the common good of mankind.

The obligation of preparing for such a peace lies upon us all, as citizens, as Catholics, as members of the human race. And this preparation will consist of three parts: education, prayer, and action. Our minds must be properly disposed to accept the truths which lie behind the moral law; our wills must be placed in accord with the Will of God by prayerful meditation of His law; and we must set our wills in motion by positive action looking for a real renovation of society.

There are some hundreds of groups in this country, Catholic and non-Catholic, which are meeting for consideration of the nature of the peace which will follow the end of the war. Some of these groups are motivated by mere material self-interest; some of them are power groups which have in mind the realization of some ideology or other, some party line usually dictated from abroad; some of them are sincerely endeavoring to find the truth and make that truth triumphant.

The first thing which Catholic groups have to keep in mind is that by themselves they are powerless to bring about any universal renovation of society such as the Popes have in mind for us. We are a minority everywhere, and unless we find allies who think like us, we are not going to get very far. The first step in education, therefore, after a clear understanding of our Catholic principles as set forth in the Papal documents in 'Principles for Peace', is to look around and study other movements which are motivated by the same belief in God and in His Law as we ourselves. Among these we can find the allies we need for any such action as must follow. For this we have the word of the Popes, especially Pius XII, who has many times told us that we should co-operate with all men of good will "who are united with Us at least by the bond of faith in God" and even "those who would be free to doubt and error and who desire light and guidance." (Christmas Message of Pius XII, 1942).

Secondly, though the effort we must make will lie in the temporal power, nevertheless our motive must spring from the knowledge and love of God, since the natural law which we must follow is the law of God Himself. This means that we must make our own will agree with His. Prayer, then, will be the necessary accompaniment of our study. Otherwise our study will be a mere sterile and academic thing, leading nowhere.

Finally, we must not stop at study, and prayer. The Popes do not want us, in their exhortations to work for the renovation of society, to be merely pious souls who can talk glibly, anl learnedly even about what the Popes and the Church have taught. They want us to take an active part in what is being done for peace.

Now, such an active part taken by Catholics will not get very far unless it be a part of a greater unity which finds in the same camp all those who see that a bad peace will merely help the enemies

# 20,000,000,000,000 Cells and God

If someone were to ask you to prove that a God existed, and if you were St. Thomas, or one who had studied his philosophy, you would probably answer that someone by advancing the five famous ontological arguments of the angelic Doctor. Again, if you were a Francis Thompson, without having to know the above mentioned arguments, you might still come to the conclusion of the existence of a God. The great Catholic poet, admiring one day the beauty that lay in the pattern of a snowflake, was thereby inspired to compose a poem, wherein he lets us know that the beauty possessed by a snowflake was for him a sign whereby he might judge that a God existed. In addressing the snowflake "fashioned so purely", he asks:

"What heart could have thought you?"

And then, having admired sufficiently the great magnificence of the sculpture which lay in it, he follows up with the answer:

"God was my shaper,
He hammered, He wrought me."

But now, each of us is not a Francis Thompson, to be enthralled by the beautiful design of a snowflake and thence to have our thoughts sublimated to the contemplation of an existing God. Nor have all of us studied the philosophy of the great Thomas, to be able thereby to give apodictic proofs of the actuality of a Supreme Being. But the fact remains, nevertheless, that we are all rational beings, who have been endowed with an intellect and a will wherewith we might, if we would but take the time, work out for ourselves some norm whereby we could satisfy our own little minds that an Infinite Creator really exists.

For the majority of Catholics, the fact of the existence of a God has always been taken for granted, and rightly so. It is a truth which has been instilled into our very blood, handed down to us from our parents, and strengthened by the teaching of Scripture and the Church. But what I wish to say is that there are so many things in the world about us that teach us of a God, if we would but for a moment stop to consider them in that light. Francis Thompson saw the snowflake, he stopped, considered, and from the premises which contained a snowflake and its beauty, he drew a conclusion which contained a God. For another, the premises might contain, let us say, a star or even the universe at large. For another, a single tree perhaps, or a mountain. In my case, the premises contain, well, listen:

I'm studying human anatomy. What's anatomy, you ask? They tell me it's the science of macroscopic structure. In other words, I'm studying the human body from a structural point of view.

When the professor started me out on this "stuff", he began by saying that the primary element in the structure of the human body was the cell. We went on into a detailed study of the cell, but all that I'll mention here is that which interested me most and which set me thinking about something more than just a mere cell. I learned that the average diameter of a cell is .0075 mm. That's about 2,925-ten-millionths of an inch. It's thickness is one-quarter of its diameter. I believed the professor when he told me that the cell couldn't be seen with the naked eye. As to what the cell is composed of—well, there are in each cell nitrogen, hydrogen, oxygen, carbon and eleven other "iums" and "ines" which I won't bother enumerating. "Think of it," the professor said, "each cell, so minute that it can't be seen with the naked eye, contains a portion of some 15 different chemical substances." And I thought. "And when we consider," he continued, "that in the blood alone there are some 20,000,000,000,000 red cells . . ." Again I thought. And as I thought, a premise was gradually taking shape.

We went on to study the bones, muscles and the other various tissues and systems of the body. New and remarkable revelations regarding the magnificence of the handiwork of the human body were being made to me at each turn of the page. We got to the study of the nervous system.

---

of God. Pius XI told us: "In this battle there is at stake the most important decision that the free will of man can be called on to make: either for God or against God—that is once more the point at issue, and upon it hinges the fate of all the world." (Caritate Christi.)

All those, therefore, who have the same enemy have him because they are attacked by him on the same ground: belief in God. All believers, then, must stand together to repel the common foe. By finding this agreement Catholics are in a position really to make effective their own principles.

# The Protestant Policeman — A Conversion

Converting grace, as a rule, does its divine work in the silence of the soul, without any startling manifestations of extraordinary action on its part. For His own wise ends, God employs at particular times, the extraordinary instead of the ordinary mode of dealing with certain souls which He is drawing to Himself from sin or unbelief. A conversion, which was marked by extraordinary circumstances, took place during a mission which the Oblates of Mary were conducting in Dungarvan, Co. Waterford, some eighty years ago. Philip John Mulligan, a young man from the North of Ireland, a Protestant with a strong anti-Catholic bias, was a member of the mounted constabulary stationed at Dungarvan at the time when the mission was opened there by the Oblates. He was induced, after much persuasion by a Catholic friend, to assist one evening at a service of the mission. That evening a penitential procession took place at which the mission crucifix was borne around the church by the Rev. Father Cooke, O.M.I., whilst the miserere psalm was being chanted. A congregation of more than three thousand persons were assembled on that occasion.

The procession had not got half way through the church, when the terrified cries and loud sobbing of a strong man were heard by all present. It was only on the next day that the cause of this incident became known. It was then discovered that the cries had proceeded from the young Protestant policeman.

We will give Philip Mulligan's own account of the occurrence as he related it to the missionary Fathers on the morning after it took place. "As the procession approached the spot where I stood, I noticed that several who had not been able to kneel down, owing to the pressure of the crowd, tried to do so as the crucifix was passing near them. When I beheld these marks of reverence being paid to the crucifix, my Protestant prejudices were stirred up to anger, and I said to myself, that if my commanding officer were to stand before me with a drawn sword, and order me to kneel down before the crucifix, I would not obey him. I had scarcely formed such thoughts in my mind, when all of a sudden a ray of most dazzling light, brighter far than any sunbeam I had ever seen, flashed from the crucifix. In that light I saw all the sins of my life. The sight of my sins staring me in the face struck me with grief and terror, and caused me to utter loud cries. Overwhelmed with a sense of my sinfulness, I fell prostrate to the ground, unconscious of what was passing around me. The service came to a close, and the congregation dispersed with the exception of a few friends who stood by me, who could not account for my emotion, and thought I had taken a fit of some kind. At last I regained my composure, and rose up from the

---

You've all heard about the nervous system. We each have one. But have you ever stopped to consider the number of neurons that there are in the nervous system? If you'll take my word for it, which isn't my word, but that of the best anatomical authorities, you'll know that in the cerebral cortex alone, which in itself is but a small part of the nervous system, there are some 8,000.000,000 neurons. How many would there be in the entire human body? Don't even attempt to figure it out. And what is still more remarkable than their number is the harmony in which these billions of neurons work. Countless individual nerve cells working as one unit and all tending towards the carrying out of one and the same ultimate function. Wonderful, isn't it? I thought so anyway, and as I did, my first premise had been completed and the second was beginning to take shape.

Twenty trillion cells! Eight billion neurons! These facts regarding the human body stood out boldly before me. And what unity, what harmony amongst them! Who could possibly have been the fashioner of such a design? Surely it could not have been man — man who is hemmed in by his finiteness. This must have been the work of someone else, someone greater than man, someone who was able to combine 20,000,000,000 000 cells and set perfect harmony among them; someone, therefore, who was limitless in his power and in his wisdom. And thus to the question which was now uppermost in my mind regarding the human body:

"What heart could have thought you?",

I was able to receive but one answer:

"God was my shaper,
He hammered, He wrought me."

And in these words, you have the conclusion which is to be derived from the aforegoing premises. Since only a God could have been the designer and fashioner of a human body, and since the human body really does exist, therefore **a God must exist.**

spot on which I had been lying prostrate. It was then that the desire of becoming a Catholic rose irresistibly in my mind, and I repeated aloud to my astonished friends, 'Oh! what a happiness were I a Catholic!' "

The Bishop of Waterford, Most Rev. Doctor O'Brien was in Dungarvan when this occurence took place. The missionary Fathers felt that the case of the conversion of this young man was so extraordinary, that they ought to submit it to his Lordship's decision. After a lengthy interview with the young man the Bishop decided that conditional baptism might be given to him that day, and he further said that he would be prepared to confirm him immediately after.

The suddenness and sincerity of Philip Mulligan's conversion to the Catholic faith produced an extraordinary impression on the public mind in the town of Dungarvan, where he was well known, and much respected. There was no room for doubt on the subject of his strong Protestantism up to the day when the extraordinary circumstance narrated above took place.

Two years later Philip Mulligan entered as a lay-brother in the Order of the Missionary Oblates of Mary Immaculate. He was a source of much edification to his brethren in religion by the piety of his life. He spent forty years of fruitful labour in the Foreign Missions in Basutoland, South Africa, where he died a holy death in 1915.—Lourdes Messenger.

---o---

## During Retreat

Mary Estelle Daunoy

I saw God's features in the clouds,
I heard His footsteps in the leaves,
He walked with me and talked with me,
His voice was as the soothing breeze,
And all the world was bright and fair —
Because my God was walking there.

# Did you know that . . .

Happiness in this life is very largely dependent upon variety and change. But that is simply because no one object in this life can satisfy more than a part of our nature for more than a brief time. It is a defect, not an excellence, of this present world.

In God there is an infinite and inexhaustible richness of perfect good, and in the contemplation of the Divine Essence there is to be found the most complete satisfaction devoid of all defects. Without going into the difference between eternity and time, we can reflect on our own experience of this life and see it is only some extreme form of pain or misery which makes men wish even to bring their sojourn on the earth to a close. The "endlessness" or Heaven, should not, therefore, be difficult to reconcile with complete happiness there.

---

How nice some people can be to strangers and chance acquaintances, whilst at home, within the family circle, they are simply unbearable! They rarely speak a kind word to father, mother, brothers or sisters. They show them coldness, indifference. They tease, scold, and are never satisfied. They take so much for granted. They lack common elementary politeness — whilst to those outside the home they are kindness, courtesy and politeness personified.

---

The atmosphere of the home cannot be kept Catholic without Catholic literature; yet there are many families who do not even subscribe to a Catholic paper or periodical, much less own a small Catholic library. Is it surprising then that many become worldly-minded and lose their faith?

---

As a masterpiece of art is the final result of many strokes of the chisel, or so many slight touches of the brush, so a beautiful life, in like manner, is the ultimate outcome of many small deeds and unimportant actions. Faithfulness to detail produces perfection in art; faithfulness to trifling matters makes the perfect life.

---

If religious truths are repudiated, moral principles based on them will also be repudiated. Then expediency and force will rule supreme.

---

"Our duty is not to check life as it is about to enter the world, but to make the world a better place for life to enter."

—Card. Hayes

---

Planned parenthood exalts wilful sterility, destroys the soul and threatens the state.

---

"Deliberate frustration of the natural power to generate life is an offense against the law of God and of nature, and those who indulge in such are branded with the guilt of a **grave sin."** Pius XI.

---

71% of divorces in the U.S.A. are among childless couples and 1 out of every 5 marriages ends in divorce. Guilt, marital discord and social unrest are the fruits of childlessness. Women who defy the law of God and of nature must pay a penalty; they expose themselves to more grief than they avoid.

"Thy wife shall be as a fruitful vine . . . thy children as olive plants about thy table." Nuptial Mass.

---

We must beware of trying to build a society in which nobody counts for anything except a politician or an official, a society where enterprise gains no reward, and thrift no privileges.

—Winston Churchill.

## WHEN A MAN MARRIES!

(Continued from page 30)

I don't know, but there's a chance that if our framed-up batch of innocent questions and answers scuttles the erring sheep back into the fold, Matt and I are due for an easy twenty years' Purgatory credit, I think.

The rest return then; and we all sit down to table. Father says Grace; and aside from Clara's flopping four oysters on the floor reducing shares to two apiece, the meal progresses smoothly to where Clara asks if I'll have more oysters.

"Nix," say I. "I never go over two."

"You, Matt?"

"No," booms Matt, following instructions.

"Perhaps Father would like more oysters?"

"No," says the priest. "I think not."

"Come on," busts in Matt. "Have some more."

"Well—" begins Father, when suddenly he breaks off and looks up with a startled expression I couldn't make out.

"Two oysters wouldn't fill a canary," coaxes Matt. "Have a couple more."

"Well, maybe—" He stops again, looks up again, and then says slowly, "No; no more."

"Shucks!" says Matt. "Just a couple more."

But this time Father says "No" very definitely. It's flat, that No; it's decisive. Clara's breath of relief's like a five o'clock factory whistle. For my part, I can't imagine why Father hesitated so long between Yes and No. It wasn't like him to go seesawing; generally he knew what he wanted to say and said it. I saw he'd have accepted another oyster or two, and how come he winds up with No is way over my head.

Matt would have gone on coaxing, only Father notices the white stuff on his sleeve and exclaims, "Now, where did I get that?" which changes the subject.

I remember and tell him.

He seems puzzled a minute. He rubs a little on a finger and examines it. "Doubtful that that's how it happened. This is much too fluffy for ordinary kitchen flour. I probably picked it up at the monastery. Brother Martin's papering the parlor, you know." He scrutinizes the stuff again. "Yes," he decides, "this is what he's using for paste—Superior Paste flour or Superior Flour Paste, I'm not sure which."

"Superior—" starts off Clara, going white. She sort of gags. "Isn't arsenic in wall paper pastes?" she asks in an awfully still voice.

"It's used in manufacturing the paper," replied Father Raymond. "I don't know about the pastes—scarcely likely, I'd imagine. Possibly if the same firm put out both, a trace of the stuff might find its way into the paste. But," he smiles, brushing himself off with a napkin, "there'd not be enough to harm."

Clara gulps once or twice. She gets up and goes into the pantry. From where I sit I can see her downing a great big glass of water. She rubs a hand over her forehead several times, gulps some more, then throws up the window and tosses out the pie. I guess Matt can see her, too, for he lets out a sigh like all the five o'clock whistles in town blowing at once.

Clara comes back. Mumbling something about a pie that didn't turn out good, she apologizes for no dessert.

Father Raymond doesn't care. "I've had an excellent dinner," says he; and shortly thereafter takes his departure.

The war starts now.

"You big moron!" yelps Clara. "Whaddya mean by sticking that bag in the cupboard?"

"You saw us papering," retorts Matt.

"I was scrubbing. How'd I know what you were using? I thought it was the finest kind of pastry flour. All it says on the bag is 'Superior'."

"Aw," says Matt, "how'd I know you got no sense?"

"Sense! Fat lot you showed coaxing Father to have more oysters. Every time he almost said Yes, my heart jumped. Couldn't you have shut up? You knew I hadn't more."

Matt looks dumb. "I didn't know," says he. "I thought I was supposed to say No, because you didn't have enough left for everybody and wanted Father to have 'em."

"Well, you might have guessed," says Clara. "What d'you think I was kicking your feet under the table for?"

"Weren't kicking my feet," says Matt.

"Nobody kicked mine," I say.

"Eeek!" screams Clara; and I think she would have had a fit if I hadn't banged down a specimen policy and spouted number thirty-six Bringing-Prospect-back-to-Business: "Folk, lemme tell you . . ."

It worked. The war stopped.

Bye and bye I scram, my only regret being that I don't see myself getting anything off Purgatory, unless maybe it's six months or so for good intentions.

Oh, well, every little bit helps.

## SUPERFICIALIST

The Honorary Catholic is one who has the Ten Commandments written on his face, but not in his heart; who sings hymns in church and swears at home; subscribes to charities and underpays his workers; quotes the encyclicals and neglects to pay his bills; reads the Missal on Sundays and muck on weekdays; is polite to strangers and not to his wife; talks as if he could run the country or the world, and cannot run his own home.

—Canon Jackman, in the "Catholic Mind."

# Spreading Sunshine

By Clare Hampton

Which means, in other words, spreading charity—not the kind of charity where you drop a coin in a slot, or mail a check to some group, or sign a pledge to give so much—and then forget about the whole thing. When our Lord said, "Love one another, even as I have loved you," he didn't mean, let someone else do your loving for you, or give someone else money to do charitable works so that we personally need not be bothered, or ask the poor, needy folk to fill out questionnaires a yard long before that loaf of bread is forthcoming, or ask a lot of embarrassing questions about income and housing and rent and other personal business, before those tonsils or that cancer can be taken out.

Of course, organized charity must have money in order to run charitable institutions, but, with all the red tape, and all the channels in which the money must run in order to keep up a vast organization, some needy souls escape unhelped, some do not fit into the exact pattern required by the questionnaires, and others must break their hearts against rigid rules which refuse to give, because those at the helm have become hard-hearted and too used to seeing want and misery. If that is not true, then why do those charitable Houses of Hospitality run by the "Catholic Worker" in most large cities, receive so many derelicts which come to them labeled, "Refused by all other charities?"

The Catholic Action projects in our grade and high schools, which include assisting the poor by holding cake sales, rummage sales, canned goods donations, and trips to houses of charity with food and clothing, are wonderful things, because they are teaching our growing boys and girls the lesson of personal charity—the warm-hearted feeling of pity for those who have less than they. These girls and boys do all the work themselves, and then bring down the gifts and bestow them upon the unfortunates personally. Personal charity, and a personal charitable interest—that is what counts.

## EATING MEAT ON FRIDAY

He was a successful business man, pleasant in his dealings with others, and popular with his associates. At a convention of men of similar business interests, his clear, logical reasoning and his broad experience made him stand out as a leading figure. The convention banquet was held on Friday and the menu was rich with choicest viands.

At the banquet table our business man was affable and agreeable, but those near noticed that he did not partake of the bouillon and the meats. One of the convention delegates asked him rather bluntly:

"Are you a Catholic?"

"Yes", came the good-natured reply, "and it seems I am out of luck this evening. But a little penance will make my brain clearer for the work tomorrow."

"Penance?" a neighboring diner asked. "Is that the motive the Catholic Church has in imposing on its members the obligation of abstaining from meat on Friday?"

"Yes, in the memory of our Saviour's Passion and Death on Good Friday. As to the penance, apart from the higher spiritual motive of subjecting the appetites of the body to man's spiritual will, even modern science proclaims the wisdom of the Church."

His companions were silent and it was clear that they admired this man's staunchness of character. A natural pleasantness did not seem to be affected by his being limited in the selection of his food.

After dinner was over, our Catholic business man was stopped twice on the way to his room in the hotel. Once, when an intelligent general manager of a big plant said to him:

"You started me thinking. I should like to have a little talk with you to-morrow. Your honesty and courage to-night taught me to respect you and your religion. I have decided to study your religion."

Our Catholic had left the general manager, when a voice called to him: "Tom, wait a moment. I wish to thank you for not being a coward to-night. I am supposed to be a Catholic, yet I took meat. When I saw you refuse it, I put mine aside. I have been careless of the Sacraments, but your example taught me where I must stand."

How many Catholics realize the power of a good example, or the harm that can come from scandal? Many, in their search for the true religion of Christ, have been attracted by the conduct of faithful Catholics, while others unfortunately, have been turned away by the disedifying lives or the cowardly conduct of some who are Catholics in name only.

# *It May Interest You . . . .*

## NEGATIVE CATHOLICS

To many Catholics, the state of grace means no more than the absence of mortal sin. But it is only a half-truth to say this is all being in the state of grace implies, for it expresses only the negative side of the question. Catholicism is a positive religion, and the state of grace means a far more thrilling thing than just the absence of mortal sin. It means Christ living within the soul.

Consequently it is only partly right to regard the Catholic religion as a series of don'ts" and "must nots." The many things a Catholic must not do are the results of what a Catholic must do. A positive Catholic will go to Mass on Sunday, not because it will be a mortal sin if he misses Mass, but because he wishes to honor God by public worship and Sunday is the day. He will not eat meat on Friday because he wishes to recall the anniversary of Christ's death. He will live a chaste, pure life because his body is the temple of the holy Ghost, which he must keep clean.

Until every Catholic grasps the idea that Christ loves him individually, he has missed the heart of religion. — Herald-Citizen.

o

## TEMPTATION and COURAGE

It is a man's lot in this world to suffer temptations, in order to be tried like gold in the fire.

When thou comest to the service of God, be thou prepared to fight.

The three great enemies of our salvation are, the devil, the world and the flesh.

The word temptation means a fearful word. It indicates a series of infinite evils. It is like the ring of an alarm bell. It arouses us to immediate action, and shows our strength or weakness in conquering it, or in yielding to it.

If we discipline ourselves, no evil propensity of the human heart is so powerful that it may not be subdued.

"Watch and pray," says our Divine Savior, "lest you enter into temptation."

Be not troubled, however great the temptations that assail you. Let the enemy rage at the door; let him stamp, hump, romp, yell, do the worst in his power; we are sure he cannot enter but by the door of our consent. Let us keep it closed, often taking a look to see that it is properly fastened, and there is nothing to fear. Humble yourself very much, and be not at all surprised. The lilies that grow among thorns are the whitest. What does he know who has not been tempted? — St. Francis de Sales.

o

## WE BELONG TO GOD

We belong to God. He created us. He also loved us so much that the Second Person of the Most Blessed Trinity came down from heaven and became man, and brought salvation for us out of the slavery of sin by His Most Precious Blood shed for us on the Cross.

We must, therefore, look up to Him as Our Creator, our Father in heaven, our Redeemer, our Lord, and give Him all the honour that we are able. We cannot give God greater honour than by offering Him the most acceptable Sacrifice of the Holy Mass.

## BIRTH CONTROL

By Delight Cronin

Sometimes at night they come to me,
The babes I should have had.
They stand in silence at my knee,
The muteness of nonentity.
They drive me nearly mad.

Their beatless hearts, their steps untrod,
That only I can hear.
Oh, will they follow me to God—
That measured beat, that soundless plod—
So far and yet so near?

They'll ask no mercy for me there,
Their lips were never made.
Their unborn voices know no prayer—
They'll only stand and stare and stare,
And this makes me afraid.

# The Question Box

Only signed letters will be answered

**At a funeral why does the priest go around the casket with incense? I was asked this question by a non-Catholic lady. I told her that while doing so the priest says, "Thou art dust and into dust thou shall return." Am I right or wrong?**

I am afraid that you are wrong. While the priest goes around the bier and sprinkles it with holy water and then incenses it, he silently recites the Our Father. That the priest goes around the bier is a ceremony based on the attitude of the Church toward the body. The Church teaches the dignity of the body of both the living and the dead. The body is the medium or instrument of many beautiful virtues and works of piety performed by the Christian during his life. The sacraments have been received by means of the body. The body is an object of veneration because the Christian hopes, and faith assures us, that on the last day the body will rise again from the dust and will be clothed with splendor and glory to share with the soul the eternal joys it merited.

**Which is of more benefit to a deceased person—to have a Mass said for him, or to hear a Mass and offer it to Jesus for the deceased person?**

Generally speaking it is more beneficial to a deceased person to have a Mass offered for him, since in this case the so-called ministerial fruits of the Sacrifice are applied to him. These are considered to be more abundant than general fruits which might be gained in the other case.

To make this matter clearer, I might explain that the fruits of the Mass are usually divided into the general, special, personal and ministerial fruits. The general fruits necessarily result from every Mass, inasmuch as the priest offers it in the name of Christ and of the Church, and it benefits all the faithful living and dead—provided no obstacle is put in the way of receiving those benefits. The special fruit of the Mass is given to those who co-operate in the Sacrifice, and this fruit can probably be applied to others. The personal fruit of the Mass is derived from it by the priest alone, by the very fact that he offers the Sacrifice. The ministerial fruit is that which is applied to a particular person or for a particular purpose expressly determined by the priest.

**A person makes a general confession and confesses all the mortal sins he can remember, and the priest tells that person to forget all about his past life and to begin again to be a better person. Then this person goes to confession and communion at least once a month for a year. All of a sudden, back to his mind come sins of his past life—sins that he remembers he never told a priest. Must he again make a general confession, or what shall this person do?**

If such a person tried to make a good general confession, he should follow the confessor's advice. However, if he is certain of the mortal sin and also certain that he has never confessed it before, he should mention this particular sin in his next confession as he would any other mortal sin which he may have forgotten in a previous confession. It is not necessary nor advisable to make another general confession. In your next confession tell the priest that in a general confession which you made you forgot a mortal sin, and then mention it. That is all you need do.

**There is a young man, of Catholic parents, who was married by a priest to a non-Catholic. They lived together for a few years and then parted and obtained a civil divorce. He then married another divorced Catholic before a justice of the peace. Can such a one ever go to the sacraments? Some of the relatives refuse to have anything to do with the young man, while others make no distinction in the matter. Which is right?**

He may not receive the sacraments as long as he lives in that state. It is not easy to say which behavior might be best, though in many cases little is gained by refusing to speak with such a person. It is not wrong for relatives to show their displeasure at such things, but that can be done in other ways which might be more influential for good than the refusal to associate with him.

**What is the First Friday devotion?**

It consists in the reception of Holy Communion on nine consecutive First Fridays of the month in honor of the Sacred Heart. If one Friday is omitted, even without one's fault, the series should be begun again. The devotion originated in the 17th century through a revelation to St. Margaret Mary, and it has since spread throughout the world.

**Is dancing in Advent a mortal sin?**

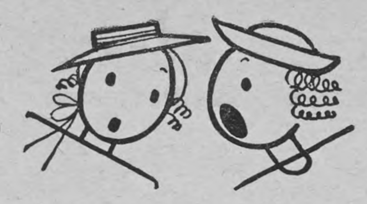
Although dancing considered in itself is but morally indifferent, still it is the mind of the church that its members refrain from such worldly amusements, which are usually occasions for sin and distraction from the real spirit of the Advent season. The gravity would be increased by the contempt of the spirit of the Advent season and the scandal which such dancing would cause not only amongst the Catholics but also amongst those of other faiths.

**May a Priest speak on a sin confessed to him in the confessional from the pulpit?**

All sins made known in the confessional must be buried there. Under no circumstances is a confessor allowed to reveal knowledge gained only in the Confessional. To this I may add that in the whole history of the Church there has never been an authentic, proved case where any confessor has ever revealed anything told to him in the Sacrament of Confession.

Many priests however have been falsely accused of breaking the seal of confession, because some hearers have misunderstood that when a priest speaks of sin from the pulpit he speaks of sin in a general sense as a pastor of souls and not as a confessor who has heard an individual case. In the confessional every priest hears all kinds of sins even though many penitents commit and confess the same kinds of sins. Hence it would be rash to think that because the priest speaks of a certain kind of sin that he is perhaps revealing what a penitent has just confessed. If this were the case, no confessor would ever dare or be allowed to speak or preach about sin in public.

# Did you hear these?



The drunk hailed a cab and fell into the back seat.

"Shay, driver," he ordered, "drive me around the block a hundred timesh."

The driver was startled — but he obliged just the same. Around the block they went. On about the sixty-fifth trip, the stew leaned over to the driver.

"Step on it, buddy," he hiccoughed, "I'm in a hurry."

* * *

"Marriage makes me think of a quick lunch restaurant at noon time."

"Why so?"

"Well, one simply grabs something that looks good and pays for it later on."

* * *

An old man heard about a treatment that would restore his youth. The medicine was a certain extract made in the form of pills. He bought a box but instead of taking one pill each day, he swallowed the whole boxful one night before going to bed.

Next morning the family had great difficulty in waking the old man. At last he rolled over and rubbed his eyes.

"All right, all right," he grumbled. "I'll get up, but I won't go to school!"

* * *

The man about to take a train was worried by the station clocks as there was twenty minutes difference between the one in the office and the one in the waiting room. Finally he questioned a porter, who made a careful survey of the two clocks, and shook his head doubtfully. Then the porter's face brightened suddenly, and he informed the man: "It don't make a single bit of difference about them clocks. The train goes at four-ten, no matter what."

Ted—My feet burn like the dickens. Do you think a mustard bath would help?

Ned—Sure! There's nothing better than mustard for hot dogs.

* * *

"Helen seems languid and disinclined to do anything. Her system needs toning up; I shall give her some iron."

"Good idea! Give her the flat iron."

* * *

"Uncle John, one of the boys at school said I looked exactly like you."

"What did you say?"

"Nothing—he's bigger'n I am."

* * *

Teacher—If I take a potato and divide it into two parts, then into four parts, and each of the four parts into two parts, what would I have?

Little Emily—Potato salad!

* * *

A man was introduced to a circus sword-swallower. Not having seen a sword-swallower before, he asked him to demonstrate his art, whereupon the fellow apparently swallowed some pins and needles..

"But", protested the man, "those aren't swords; they are pins and needles."

"I know," replied the circus freak. "I'm on a diet."

* * *

Mrs. Gee—William, how do you suppose those dozens and dozens of empty bottles got into the cellar?

Mr. Gee—I'm sure I don't know. I never bought an empty bottle in my life.

* * *

Carpenter—Didn't I tell you to notice when the glue boiled over?

Assistant—I did. It was quarter past ten.



Customer—Ten years ago I only had to pay ten cents a pound for these prunes.

Grocer—Not these prunes mister. These are only five years old.

# The Priestly Burse . . .

"To help a poor boy become a Priest and Missionary is more pleasing to God than building a beautiful church or donating an altar of fine marble."

| | |
|---|---|
| **Previously acknowledged** | **$271.05** |
| A Friend, Arbuthnos, Sask. | 4.00 |
| Anonymous, Morinville, Alta. | 50.00 |
| Miss Kathie Schmidt, Holdfast, Sask. | 10.00 |
| Mrs. George Graf, Humboldt, Sask. | 10.00 |
| Mathias S. Wanner, Torquay, Sask. | 10.00 |
| John Bergman, Langenburg, Sask. | 1.00 |
| Nick Heffner, Compeer, Alta. | 1.00 |
| John Schamber, Compeer, Alta. | .50 |
| Stephanus Miller, Compeer, Alta. | .50 |
| Albert Stegman, Grosswerder, Sask. | 1.00 |
| Mrs. Jos. Feser, Macklin, Sask. | 1.00 |
| Mrs. Robert Klenk, Regina, Sask. | 1.00 |
| Wendel J. Stang, Macklin, Sask. | 2.00 |
| Dr. F. Eid, Macklin, Sask. | 10.00 |
| George Rolheiser, Jr., Compeer, Alta. | 1.00 |
| C. Schiebelbein, Compeer, Alta. | 1.00 |
| Geo. Feser, Compeer, Alta. | 1.00 |
| Geo. Rolheiser, Sr. Compeer, Alta. | 1.00 |
| F.R., Compeer, Alta. | 1.00 |
| Alex Rolheiser, Compeer, Alta. | .50 |
| Tony Schamber, Compeer, Alta. | 1.00 |
| John Heffner, Compeer, Alta. | 1.00 |
| Geo. Kloster, Compeer, Alta. | 1.00 |
| Peter Kohlman, Cactus Lake, Sask. | 1.00 |
| Ed. Schamber, Cactus Lake, Sask. | 1.00 |
| Alph. Kohlman, Cactus Lake, Sask. | 1.00 |
| Mrs. Alois Gette, Cactus Lake, Sask. | .65 |
| John J. Heffner, Cactus Lake, Sask. | 1.00 |
| Jos. A. M. Gartner, Cosine, Sask. | 1.00 |
| **Total to date** | **$387.20** |

Please address your contribution towards the education of a priest to:

The Director of the Missionary
Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press — 924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.